Nr. 14. Jahrgang V. **Allgemeine** Berlin, 3. April 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: H. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon Amt VI, Nr. 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Inland Mk. 2,00. * Ausland Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die **„Wochenschrift"** erscheint an jedem Freitag mindestens 16 Seiten (2 Bogen), der **„Jeschurun"** am Schlusse jeden Monats mindestens 8 Seiten (1 Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit **25 Pfg.** für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Neues Leben.

In der Zeit des herannahenden Alters oder gar wenn wir von den Jahren gebeugt und niedergedrückt sind, lieben wir es, mitunter in stiller Beschaulichkeit Rückerinnerungen zu pflegen, uns die goldene Jugend ins Gedächtnis zu rufen und, wenn unsere Phantasie noch so weit reicht, die glücklichen Momente der jugendlichen Lebensfreudigkeit nochmals durchzukosten. Wir werden gewiß von wehmütigen Gefühlen beschlichen, da wir es doch wissen, daß wir in jene glückliche Zeit nie mehr würden zurückkehren können, und dennoch sind uns solche Erinnerungen die liebsten und teuersten in jenen Tagen, von denen der biblische Pessimist sagt, daß wir an ihnen keinen Gefallen mehr finden.

Auch im Völkerleben giebt es eine goldene Jugendzeit, die Zeit der Unmittelbarkeit und der Schöpfungskraft, die Zeit, in der eine Nation an materiellen und geistigen Kräften zunimmt und mit der ganzen Naivität der Jugend sich gewisser Ideale bemächtigt. Mögen sich viele dieser Ideale in dem praktischen Leben als undurchführbar erweisen, wir werden sie doch nicht missen wollen, ebensowenig wir die Träume unserer Jugend missen möchten.

Das Peßachfest erinnert uns an jene glückliche Zeit unseres Stammes, als er seine politische Laufbahn mit dem Auszuge aus Egypten begann. Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß die biblische Erzählung dieses großartigen Ereignisses von der modernen Kritik stark angefochten wird, daß wir uns die kulturgeschichtliche Entwickelung Israels als auf dem natürlichen Wege vollzogen denken müssen. Indes handelt es sich bei der Beurteilung solcher Vorgänge nicht um die philologischen Wortklaubereien mancher pedantischen Schulmeister. Total genommen können wir uns diese kulturgeschichtliche Erscheinung nicht ohne einen wunderbaren Enthusiasmus, ohne einen heroischen Aufschwung denken. Der israelitische Stamm ist unzweifelhaft ein Glied aus einer großen semitischen Völkergruppe; wunderbarer Weise aber wurde Israel allein der Träger einer großen Kultur, der eine weltgeschichtliche Mission übernommen und auch glücklich durchgeführt hat.

Es war dies ein Zeitalter des heroischen Aufschwunges, ganz gleich, wie wir uns jene Erscheinung denken. Uebernatürliches giebt es für uns nicht; aber sofern wir nicht blasiert sind, glauben wir wohl an einen mächtigen Enthusiasmus, der gewiß bewunderungswürdiger ist als alle die Kunststückchen, die der große Haufe in der Regel für Wunder nimmt. Der israelitische Stamm hat in der That eine neue moralische Wahrheit von der größten Tragweite, von der größten Fruchtbarkeit in die Welt gesetzt; ohne diese Erscheinung können wir uns die ganze menschliche Kultur überhaupt nicht denken. Setzen wir den Fall voraus, daß die mosaische Lehre mit einem Male vom ganzen Volke erfaßt worden sei, so wäre dies eine Art von Volksgenie, wie es zum zweiten Male in der Geschichte nicht vorkommt. Aber selbst wenn wir den ganzen Entwickelungsgang des Judentums betrachten, und annehmen, daß nur eine kleine Anzahl von Männern jene Lehre in ihrer Erhabenheit erfaßt haben, um sie langsam dem ganzen Volke beizubringen, so ist auch dies

nicht ohne eine innere Begabung, ohne eine innere Empfänglichkeit bei der Nation denkbar, ebensowenig wie wir uns die griechische Kultur ohne das nationale Bewußtsein des griechischen Volkes denken könnten.

Es ist daher eine selbst vom Standpunkt der modernen Weltanschauung berechtigte Ansicht, wenn in der biblischen wie nachbiblischen Litteratur jenes Zeitalter, in dem die politische und kulturelle Geschichte Israels beginnt, als eine Zeit gepriesen wird, in der der jüdische Stamm eine wunderbare Begabung und Lernfähigkeit bewiesen hat, aber auch als eine Zeit des Enthusiasmus und der Hingebung. Große heroische Thaten geschehen weder bei einer Gesamtheit noch bei den Einzelnen auf kühle Berechnung hin, sondern in der Regel nur durch ein begeistertes, tieferes Eingreifen des ganzen Seins für ein hohes Ziel. In unserer Zeit sind wir solcher Thaten nicht fähig, weil uns die Unmittelbarkeit jenes jugendlichen Zustandes fehlt.

Im jüdischen Stamm zeigt sich aber eine merkwürdige Eigenschaft, nämlich eine Verjüngungsfähigkeit, wie wir sie bei keinem der Völker aus dem Altertum wiederfinden. Der feine jüdische Denker N. Krochmal hat die geschichtliche Entwickelung Israels im Lichte der Hegelschen Geschichtskonstruktion beleuchtet und auf jene merkwürdige Erscheinung im Judentum aufmerksam gemacht. Bekanntlich geht die Hegelsche Geschichtsauffassung, vielleicht das einzig Bleibende und Unwiderlegbare in seiner Philosophie, von dem Standpunkte aus, daß ein Volk wie jedes andere Dasein, dem Naturgesetze unterworfen sei, wonach es eine Periode der Blüte und des Wachsens, eine solche der erlangten Vollkommenheit und endlich eine solche des Niedergangs durchmachen müsse, um schließlich der inneren Auflösung zu verfallen. Dieser Prozeß ist bei allen Kulturvölkern des Altertums, soweit sie uns geschichtlich bekannt sind, zu beobachten; hingegen bildet der jüdische Stamm eine Ausnahme von dieser Regel. Dies läßt sich aber nur dadurch erklären, daß der jüdische Stamm als Träger einer Idee dem Naturgesetz, dem jedes materielle Dasein verfällt, nicht unterworfen ist.

In der Betrachtung unseres Stammes können wir daher die Erinnerungen an die Jugendzeit ohne Wehmut wachrufen, in der Erwägung, daß es in der Kraft des Judentums liegt, an sich einen Verjüngungsprozeß zu vollziehen. Freilich gehört dazu ein geistiges Erwachen, ein Sichbesinnen auf die Vergangenheit und die geschichtliche Bedeutung Israels, an den geistigen Gehalt des Judentums. Wir müssen die ganze Opferwilligkeit und Opferfreudigkeit unseres Stammes, wie er in vielen Jahrtausenden bekundet, wieder wachrufen. Ohne Enthusiasmus, ohne Opfer wird Israel seiner geschichtlichen Mission nicht gerecht, und ohne diese geschichtliche Mission hat Israel keine Daseinsberechtigung, ja es erscheint sogar thöricht, so schwere Kränkungen zu ertragen, ohne das Bewußtsein, dies alles für eine höhere Idee zu erdulden.

Aber schwebt unserem Stamm noch ein Ideal vor? Wenigstens müßte es so sein, und das Ideal wäre leicht zu finden. Das Judentum ist wohl philologisch und archäologisch durchforscht, noch immer aber nicht in seinem ethischen Gehalt. Es wäre eine hohe Aufgabe für unser Zeitalter, gerade jetzt, wo so viele Angriffe gegen die Juden und das Judentum gerichtet werden, den hohen ethischen Wert der jüdischen Lehre zu erforschen und der ganzen Menschheit zugänglich zu machen.

Der Verjüngsprozeß des Judentums, der sich in der Geschichte schon oft wiederholt hat, geschah stets durch eine geistige Anregung, durch die Zuführung neuer Ideen, welche das Judentum mit seinen alten Wahrheiten verband, um neue Keime zu schaffen. Das Judentum der Gegenwart ist steril; dies ist leider eine Wahrheit, die wir nicht verschweigen dürfen. Deshalb kommt ein gewisser Stumpfsinn, eine gewisse Verdrossenheit gerade in jenen Kreisen zum Vorschein, von denen eine geistige Befruchtung des Judentums zu erwarten wäre. Es handelt sich eben um dasjenige, das ich bereits ausgeführt habe, daß nämlich eine geistige Bewegung wohl von einer kleinen Anzahl von Männern ausgehen kann, aber ohne die Teilnahme der Gesamtheit undenkbar ist.

Es gilt daher, die Lehren der Geschichte zu beherzigen. Es ist nicht das erste Mal in unserer Geschichte, daß der jüdische Stamm sich selbst entfremdet worden ist, um fremden Göttern nachzulaufen; aber immer trat bald eine Ernüchterung ein, indem mächtige Zeitumstände dazu führten, daß Israel sich auf seine Vergangenheit und seine Eigenart erinnerte. Das Judentum ist wohl ein Teil des Ganzen und will innerhalb der Gesamtkultur sein Dasein behaupten; aber dieses Mitwirken darf nicht zu einer Selbstauflösung führen, abgesehen davon, daß diese in der Gegenwart auch physisch unmöglich ist. Wir müssen bestehen; es handelt sich nur darum, ob wir ein wirkliches Dasein führen oder nur noch vegetieren wollen.

Ob wirklich sein oder vegetieren — um diese Frage dreht sich die Geschichte der Judenheit im letzten Jahrhundert, indem wir, von falschen Idealen angelockt, auf Irrwege gerieten. Die Zeit hat gelehrt, daß wir uns selbst stets treu bleiben müssen. Es gilt nun, diese Lehre zu beherzigen.

Dr. S. Bernfeld.

Konfessioneller Geschichtsunterricht.

Wir lesen in der Berliner „Volks-Zeitung“:

Bekanntlich enthält der Erlaß des Kultusministers vom 27. Dezember 1895 die Anweisung, daß die Berliner Schulbehörde jüdische Lehrer und Lehrerinnen vom Geschichtsunterricht in den Gemeindeschulen ausschließen soll, und zwar begründet er diese Forderung mit der Bemerkung, jüdische Lehrer und Lehrerinnen könnten die Geschichte der Ausbreitung des Christentums und der Kreuzzüge nicht unbefangen vortragen.

Damit hat Herr Dr. Bosse nur eine alte Forderung aufgenommen, die Friedrich Julius Stahl, die einstige Hauptstütze der Kreuzzeitungspartei, der geistige Vater der hierarchischen Forderung des „christlichen Staates“ in einer Schrift wider Juden und Deisten vor 50 Jahren aufgestellt hat. Und auch Prof. Adolf Wagner hat in einer Wahlrede (1894) erklärt, daß der Geschichtsunterricht nur von christlichen Lehrern erteilt werden dürfe.

Es ist notwendig, sich an Beispielen klarzumachen, welche Art des Geschichtsunterrichts Dr. Bosse vielleicht meint. Zuerst die Geschichte der Einführung des Christentums.

Hier kann es doch nur zwei Anschauungen geben. Entweder war die Einführung des Christentums von Segen oder nicht. Denn über die territoriale Ausbreitung der christlichen Lehre kann es doch nur eine Meinung geben. Wann und durch wen die Iren, Schotten, Franken, Sachsen ꝛc. Christen wurden, darüber kann nur eine Ansicht bestehen, darüber giebt es nur ein positives Wissen. Ueber die Segnungen der Einführung des Christentums kann es, wie gesagt, zwei Anschauungen geben. Die eine weist den enormen Kulturzuwachs nach, den die Einführung der christlichen Religion im Gefolge hatte, die andere leugnet ihn. Zur ersteren Ansicht bekennt sich eine große Majorität der Gebildeten, gleichgiltig ob Christen oder Juden, zur zweiten bekennt sich unseres Wissens u. a. ein Dühring und der Troß seiner Anhänger, die auch Lehrstühle einnehmen. Wo ist ein jüdischer Lehrer, der wie Dühring über das Christentum in der Schule Urteile fällen würde, Urteile derart, daß wir aus preßgesetzlichen Gründen Anstand nehmen, sie zu reproduzieren?!

Aber Herr Dühring steht nicht allein. Der Antisemit G. Fr. Daumer erklärt das Christentum für den „Jesuitismus der antiken Welt“, Wilhelm Marr für die „Verjudung der Menschheit“. Und nicht anders lauten die Urteile Radenhausens und des Universitätsprofessors Paul de Lagarde. Wenn Dr. Bosse den Geschichtsunterricht von diesen Anschauungen reinigen will, sein Werk hätte relativ und vielleicht auch positiv mehr Berechtigung, als sein Angriff auf die Handvoll jüdischer Lehrer und Lehrerinnen.

Ueber die Kämpfe, Ziele und Routen der Kreuzzüge kann es nur feststehende Thatsachen, aber keine Meinungen geben, welche in der Schule vorgetragen werden. Wohl aber kann man über die Motive und die aktuellen Ergebnisse verschiedener Meinung sein. So hat Prutz in seiner Kulturgeschichte der Kreuzzüge diese als vorwiegend weltliche Bewegung dargestellt, die durch die Eroberungszüge der Normannen und durch die Handelspolitik der Genuesen und Venetianer veranlaßt worden seien. Kugler wiederum betont mehr die religiöse Richtung der Zeit und Sybel hat eine ganze Reihe von frommen Kreuzzugs-Legenden völlig zerstört. Unsere Lehrbücher tragen eben diesen Forschungen keine Rechnung, und mit Recht, da sie nur feststehende Ergebnisse und nicht Vermutungen darzustellen haben. Ebenso kann der jüdische Lehrer den Kindern nur die positiven Resultate vorführen, und niemand unter ihnen wird es je verabsäumt haben, das religiöse Motiv objektiv gebührend hervorzuheben.

Dr. Bosse hat anscheinend nicht ohne Grund bei den Kreuzzügen Halt gemacht. Denn wenn er die dritte große Bewegung, die Reformation, hinzugenommen hätte, wäre ihm die Zweischneidigkeit seines Erlasses aufgegangen. Zur Zeit der „Kölner Wirren“ wurde betont, daß ein protestantischer Lehrer der Geschichte den Bedürfnissen der katholischen Schüler nicht gerecht werden könne, und wirklich hat auch ein Gymnasium zu Frankfurt a. M. dieses Bedürfnis durch Anstellung eines katholischen Lehrers der Geschichte befriedigt. Umgekehrt wieder behauptet der protestantische Professor Dr. Kaufmann aus Breslau, ein Katholik könne kraft seiner Konfession überhaupt keine Geschichtsdarstellung liefern. Wer hat recht?

Damit ist der konfessionelle Geschichtsunterricht zum Prinzip erhoben.

Wie hübsch und tolerant aber nimmt sich dieses Prinzip in der Praxis aus! Da nannte in der Umsturzdebatte der Zentrumsabgeordnete Gröber Gustav Adolf einen „Mordbrenner“, wogegen Graf zu Limburg-Stirum energisch protestierte, der in dem Schwedenkönig „eine große, historische Persönlichkeit“ erblickt und einen Seitenhieb gegen Tilly führte, und Abg. v. Buchka sah die „Märtyrerkrone über dem Haupte Gustav Adolfs“ glänzen. Und eine der Flugschriften, die die „Germania“ herausgiebt, beklagt sich bitter, daß Schillers Geschichte der Zerstörung Magdeburgs in alle Schulbücher übergegangen sei. „Jahrzehnte hindurch ist ein großer Teil unserer deutschen Jugend an solchen Büchern herangewachsen und die Sage von dem grausamen Tilly in Magdeburg hat eine Art von Volkstümlichkeit erlangt.“

Noch schlimmer erscheint Martin Luther im Lichte einer konfessionellen Geschichtsbetrachtung. Der katholische Kanonikus und Antisemit Rohling nennt in seinem „Antichrist und das Ende der Welt“ die Reformatoren Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin „Schurken“ und er urteilt über den Protestantismus in reinem Wahnwitz wie folgt:

„ . . . . Redlichkeit liebende Protestanten werden sich mit Abscheu von ihren bisherigen sogenannten Kirchen abwenden, wenn sie in Erfahrung bringen, was für Schurken jene waren, die den Protestantismus ins Leben riefen.“ . . . „Wohin der Protestantismus seinen Fuß setzt, verdorrt das Gras; geistige Leere, Verwilderung der Sitten, schauerliche Trostlosigkeit der Herzen sind seine Früchte; ein Protestant, der nach Luthers Rezepten lebt, ist ein Ungeheuer; Vandalismus und Protestantismus sind identische Begriffe.“

Der Protestant Stacke schreibt in seinem für Schüler bestimmten „Lehrbuch-Erzählungen aus der neueren Geschichte“: „Luther hörte in Rom unglaubliche Erzählungen von dem Leben des Papstes.“ In einem Artikel gegen das katholikenfeindliche Buch erklärte die katholische „Germania“: „Wir haben auch „unglaubliche Erzählungen“ von dem Leben Luthers gehört und doch wird sie Herr Stacke gewiß nicht gelten lassen. . . . (Bekannt ist die Schrift eines einst viel genannten katholischen Kaplans, in der zur Herabsetzung Luthers behauptet wird, Luther habe sich am Bettpfosten erhängt. Red. der V.-Z.). Luther liebte es, hie und da in honorem sui ipsius (zu seiner eigenen größeren Ehre) ein wenig zu flunkern.“ Und der als Lehrbuch dienende „Kontrovers-Katechismus des Jesuitenpaters Scheffmacher sagt von Luther: „Den Fürsten gab er Kirchengut, den Mönchen Weiber, dem gemeinen Volke Freiheit und Fleischeslust, Habsucht, Unbändigkeit. — Damit reichte Luther aus, und solches erklärt das rasche Zunehmen des Luthertums . . .“ Luther gilt ihm als „der Urheber der Revolution, der die Grundlage der christlichen Ordnung in der Welt zerstörte, den christlichen Gehorsam und damit alle Bande des Friedens und der Wahrheit der Völker auflöste.“

Ganz anders nimmt sich Luther schon bei dem Altkatholiken J. v. Döllinger aus. Er nennt ihn den gewaltigsten Volksmann, den populärsten Charakter, den Deutschland je besessen.“ Und wie begeistert klingt das Lob Luthers aus lutherischem Herzen und Munde! In Luther lebte, so preist

ihn Wolfgang Menzel, das „altdeutsche, an den alten Donnergott Thor erinnernde Zornfeuer." Und Robert König urteilt: „Mit Luther begann, wie für die Kirche Christi, so auch für unsere Litteratur, für unsere Sprache, für unsere Wissenschaft, für unsere Poesie eine neue Zeit." Hören wir noch zur Vervollständigung Heinrich Heine über Luther urteilen. Er sagt: „Martin Luther verkannte die Gesinnung des Papstes und der katholischen Kirche . . ." erkennt aber seine persönliche Größe bewundernd an: „Seine Gedanken hatten nicht blos Flügel, sondern auch Hände; er sprach und handelte. Er war nicht blos die Zunge, sondern auch das Schwert seiner Zeit . . . . Ewiger Ruhm dem teuren Mann, dem wir die Rettung unserer edelsten Güter verdanken, und von dessen Wohlthaten wir noch heute leben."

Das hübscheste Beispiel für eine konsequente „konfessionelle Geschichtsauffassung" erzählt Eduard Hanslick in seinen „Jugenderinnerungen." Im vormärzlichen österreichischen Geschichtsunterricht seien Luther und Friedrich der Große schlecht weggekommen. Immer habe die katholische Partei Recht gehabt und die österreichische Armee stets gesiegt.

Diese Beispiele könnten wir ins Unendliche fortsetzen. Sie beweisen, daß der „konfessionelle Geschichtsunterricht" in zweierlei verschiedenen „Wahrheiten" endigt, die sich gegenseitig vernichten, und daß es einen höheren Unterricht geben muß, der, von allen konfessionellen Einseitigkeiten und Engherzigkeiten absehend, der einen, objektiven Wahrheit zustrebt. Diese reine, objektive, geschichtliche Wahrheit, die wir einzig und allein vom Geschichtsunterricht verlangen, wird um so leichter erreicht werden, je höher sich der Geschichtslehrer über das Einseitig-Konfessionelle hinaushebt und je mehr er sich an das Objektiv-Historische hält. Warum das jemandem, der von jüdischen Eltern abstammt, schwerer werden soll, als den anderen, die in den Einseitigkeiten ihrer speziellen konfessionellen Geschichtsanschauung aufgewachsen sind, das bleibt ein Buch mit sieben Siegeln.

Wochen-Chronik.

Berlin, den 2. April.

— **Eine Protestversammlung** wider den viel genannten Erlaß des preußischen Kultusministers und die viel besprochene Verfügung des brandenburgischen Provinzialschulkollegiums in Sachen der jüdischen Lehrkräfte in Berlin veranstaltete der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens am Donnerstag Abend in Dräsels Festsälen. Als Referent fungierte der Vorsitzende des Vereins Rechtsanwalt Dr. Horwitz, als zweiter Redner trat, das Referat vom Standpunkte des Schulmannes ergänzend, Rektor Dr. Adler auf. In ausführlicher, wohlbegründeter Rede legten beide Referenten dar, daß jene Maßregel eine Maßregelung der an Berliner Kommunalschulen wirkenden Lehrkräfte jüdischen Glaubens bedeute, und daß diese Maßregelung die Beteiligten nicht als Pädagogen, sondern als Juden treffen solle. Denn behördlicherseits zu einer gutachtlichen Aeußerung aufgefordert, haben die hiesigen Schulleiter sämtlich über die an ihren Anstalten wirkenden jüdischen Lehrer und Lehrerinnen, über deren Können und Wollen, Wirken und Verhalten so günstig, ja so ehrenvoll berichtet, daß die Annahme, Mißtrauen gegen die Leistungsfähigkeit oder den pädagogischen Takt der Betroffenen habe die Maßregel veranlaßt, hinfällig wird. Es soll vielmehr wieder einmal aus dem sehr zusammengeschrumpften Sträußlein Gleichberechtigung eine Blume entfernt werden, auf daß es bis zur Unsichtbarkeit verkleinert werde und antisemitische Nasen nicht mehr störe. — Nach einer lebhaften Diskussion wurde eine Resolution angenommen, dahin gehend, daß die Versammlung die in jüngster Zeit getroffenen Anordnungen der staatlichen Schulaufsichtsbehörden, insbesondere diejenigen des Provinzial-Schulkollegiums bezüglich der Beschäftigung jüdischer Lehrkräfte bedauere, und erkläre: 1. daß diese Anordnungen mit der in Landesgesetz- und Reichsverfassung verbürgten Gleichberechtigung aller Bekenntnisse nicht vereinbar und auch durch die Rücksicht auf die konfessionellen Interessen nicht geboten seien; 2. daß sie eine Unbilligkeit gegen die bereits angestellten jüdischen Lehrkräfte enthielten, deren Amtsführung nach den Zeugnissen ihrer Vorgesetzten zu dem von der Schulverwaltung bezeugten Mißtrauen keinerlei Anlaß geboten habe. Der Vereinsvorstand wurde beauftragt, im Sinne dieser Erklärung eine Vorstellung an den Herrn Minister zu richten. — Hier müßten wir imgrunde den Bericht schließen. Wir können dies aber nicht thun, weil die Protestversammlung nicht in letzter Reihe auch wider unser Blatt, oder präziser: wider einen Aufsatz in demselben einberufen worden war. Unser verehrter Mitarbeiter M. A. Klausner veröffentliche hier vor drei Wochen einen Aufsatz, in welchem er für die Mißhelligkeiten, unter denen die jüdischen Lehrkräfte in Berlin zu leiden haben, zunächst das Provinzialschulkollegium, sodann auch den Magistrat verantwortlich machte. Jenes habe den Erlaß des Ministers mißverstanden, dieser solche Mißverständnisse, die, in Thaten umgesetzt, eine schärfere Beaufsichtigung der städtischen Schuldeputation bedeuten, provoziert. Gegen diese Ausführungen wandten sich die ersten beiden Redner in scharfer Weise. In seiner Erwiderung führte Herr Klausner aus, daß er an den Darlegungen, die er hier gemacht, in jedem Punkte festhalte, und ihre Richtigkeit ihm von maßgebender Stelle bestätigt worden sei. Diese Bestätigung sei mehr wert, als alle Deklamationen, die über berechtigten Wünschen die thatsächlichen Verhältnisse aus den Augen verlieren und den Beifall einer Bezirksversammlung höher schätzen als praktisch erfolgreiches Wirken. Seinen Ausführungen folgte von seiten der Anhänger des Vereinsvorstandes Zischen. Aber auch vereinzelte Beifallsbezeugungen und der Zwischenruf: „Das ist der einzig Vernünftige!" verzeichnet das Stenogramm, das wir von der ganzen Verhandlung haben aufnehmen lassen. Wir nehmen von diesem Zwischenruf Notiz, weil er beweisen soll, was uns ohnehin bekannt ist, daß der Oppositionsredner, obwohl er ganz allein gegen die beantragte Resolution aufgestanden war, in der Versammlung doch nicht allein stand. War es die Erkenntnis dieser Thatsache, war es Verbitterung über die hier an den Vorstand des Zentral-Vereins gerichtete Frage, was er für die Sache gethan, über die er so viel gesprochen — genug, die Herren am Vorstandstische wurden nervös, und die Art, wie dem unbequemen Opponenten von dieser Seite erwidert wurde, war weder loyal noch überlegt. Wenig loyal ist es, wenn man die Ausführungen eines Opponenten zu mißdeuten sucht. In Bagatellprozessen soll man bisweilen mit solch' verblüffender Argumentation Erfolg haben, nimmer aber in einer öffentlichen Versammlung, in die sich auch Urteilsfähige verlaufen können. Und unüberlegt war der fast hochmütige Ton der beiden Vereinsvorsitzenden einem Manne gegenüber, dem man nachsagen darf und darum nachsagen muß, daß er für Einzelne, deren Gesamtzahl sehr groß ist, seit Jahren das gethan, was der Zentral-Verein seit seiner Begründung zu thun versprochen. — Unserem Lehrer Mose wurde, nachdem er Zeichen von Nervosität ob der Plackereien mit dem „hartnäckigen Volke" zeigte, die Offen-

barung, daß er nicht mehr geeignet erscheine, dieses Volk in das gelobte Land zu führen. Freilich, für solche Offenbarungen sind nur Charaktere von der Art Moses prädisponiert; wir aber sind schlichte schwache Menschenkinder. Allein wer Führer sein will in Israel, der darf diese Schwäche wenigstens nicht zeigen. A. L.

— **Freiherr v. Langen.** Das Schauspiel, daß ein antisemitischer Ehrenmann einen andern abthut, ist nicht neu, trotzdem muß, wenn auch nur kurz, jede Neuaufführung rezensiert werden. Der „Klassiker" unserer Gegner, Karl Paasch, den die hiesigen Gerichte für geisteskrank erklärt haben, hat wider den Talmudgelehrten v. Langen eine Broschüre veröffentlicht, die den Freiherr als einen Nichtgentleman erklärt. Sein Lebenswandel soll so locker gewesen sein, daß er von Herrn von Hammerstein gelobt wurde. Die antisemitische Presse befindet sich darob in großer Verlegenheit; sie darf die Immoralität eines ihrer hervorragendsten Führer nicht einmal auf seine Beschäftigung mit dem Talmud zurückführen. Denn der nämliche Karl Paasch, der schwerwiegende Anklagen gegen seinen Gesinnungsgenossen erhebt, verrät in seiner Broschüre, daß Herr Dr. jur. Freiherr F. E. v. Langen, der antisemitische Sachverständige in talmudicis, der geborene Referent über alle Talmudpetitionen und eifrige Verteidiger aller Gesuche um Aufhellung der entsetzlichen jüdischen Geheimlehren, — daß dieser Talmudgelehrte comme il faut, sagen wir, von dem Gegenstande, über den er ein Buch veröffentlicht, nicht das geringste versteht, sagt Paasch. Das Buch, das von Langen unter seinem Namen veröffentlicht („Das jüdische Geheimgesetz") und das Referat, das er mit Pathos im Parlament vorgetragen, rührten von ihm, Paasch, her. Das wußten wir längst und haben es in diesem Blatte schon vor Jahr und Tag ausgesprochen. Denn das Buch konnte ein Mensch mit gesundem Sinne nicht zusammengekleistert haben. Daß dies aber jetzt von Paasch zugegeben, daß von ihm sein „geistiges Eigentum" reklamiert wird, das macht die Sache interessant. Das zeigt aber auch von neuem, wie sie beschaffen ist, die moralische Qualität unserer Gegner, mit denen wir uns herumschlagen müssen.

— **Ein verfrühter Aprilscherz.** Nach einer Mitteilung der Köln. Ztg. soll der Negus Menelik von Abessinien an den englischen Missionar Mr. Clarc ein Schreiben gerichtet haben, in welchem er sich auffallend unterrichtet über die sogenannte Judenfrage zeigt und den Europäern Toleranz predigt. Wir halten das ganze für Wiener Fabrikat. Dort fabriziert seit einiger Zeit ein Tageblatt Interviews mit hervorragenden exotischen Persönlichkeiten, die sämtlich beweisen, daß die Wilden in puncto Antisemitismus bessere Menschen seien. So war es zur Zeit der armenischen Wirren in der Türkei ein hochstehender türkischer Staatsmann, der einen seiner Wiener Kollegen belehrte, daß die Christenhetze in der Türkei lange nicht so schlimm sei, wie die Judenhatz in Oesterreich. Und nun soll wohl der Negus aufmarschieren, der sich zur Judenfrage wie folgt geäußert haben soll: „. . . . Was Ihr das Alte Testament nennt, ist eben so wahr wie das Neue, und was darin steht, muß von denen geachtet und gehalten werden, die Jesus und den von den Propheten verkündeten Aposteln folgen. Niemals hat Jesus das ewige Merkzeichen seiner Rasse abgeschafft; denn er selbst ist ihm am achten Tage von seiner heiligen Mutter unterzogen worden. Wenn man daher das unterdrückt, was Gott aufgestellt hat „von Zeit zu Zeit und von Ewigkeit zu Ewigkeit", so schwächt man den Glauben und giebt ein Schauspiel, wie es die Christen Europas geben. Sie üben Gewaltthätigkeiten nicht allein draußen, sondern auch bei sich gegen die Juden, die trotz alledem christliche Seelen sind und denen wir unseren Heiland verdanken. In meinem Reich giebt es deren mehr als 300 000, und die sind, obwohl sie in fast vollständiger Unabhängigkeit leben, willige und arbeitsame Unterthanen. Sie stiften nie Verschwörungen an, zahlen alle Abgaben und achten unseren Abuna (das Oberhaupt der äthiopischen Kirche) ebenso wie die Christen. Wenn sie in Europa schlechter sind, so kommt das daher, daß dort auch die Christen schlechter sind. Und Herr Jesu hat ihnen am Kreuze verziehen, weshalb werden sie also noch verfolgt? Sie freilich verfolgen sie nicht; mögen die anderen Christen Europas Ihnen nachahmen! Was euch not thut, ist, wieder zu unserm Gott zurückzukehren, alle seine Gebote achten, nicht mehr Moses und die Propheten von den Aposteln oder den heiligen Petrus vom heiligen Paulus zu trennen." — Wir geben diese Stelle wieder. Denn ist es auch nicht wahr, daß sie vom Negus geschrieben, — das, was hier geschrieben, ist fast durchweg wahr.

— **Ahlwardt als Schnorrer.** Unter dieser Stichzeile berichtet die New-Yorker Staats-Zeitung über des glücklichen Ahlwardt unglückliches Ende. Sein geistiges Kind, die „A. A. A." (Amerikanische Antisemiten-Association) hat ihm den Stuhl vor die Thüre gesetzt, weil man sich in den Kreisen der „A. A. A." überzeugt hat, „daß" — so heißt es in einer öffentlichen Erklärung der bisherigen Parteiführer — „daß die von Herrn Ahlwardt in Szene gesetzte Agitation weniger den Zweck hat, unlautere Praktiken der Semiten zu bekämpfen, daß vielmehr diese ganze Agitation von Herrn Ahlwardt als ein Zirkus betrachtet wird, in dem die künstlich enthusiasmierten Anhänger nur als Statisten fungieren sollen, um Herrn Ahlwardts unersättlichen Säckel zu füllen." Ferner wissen diese Parteiführer mitzuteilen, daß der Reichstagsabgeordnete für Arnswalde-Friedeberg „alle besser situierten Personen, welche er in den von uns einberufenen Versammlungen kennen lernte, sofort am nächsten Tage um größere oder kleinere Beträge anbettelte und sich solcher Mittel bediente, die selbst dem ärmsten Juden zu niedrig sind, so daß er auf die Unterstützung und Sympathie aller auf Anstand Anspruch machenden Menschen begreiflicherweise nicht mehr rechnen kann. Obwohl derselbe für alle Vorstellungen, die er uns hier gegeben, stets in anständiger Weise bezahlt wurde und obwohl die mit der Unverfrorenheit eines Handwerksburschen ausgeführten persönlichen Schnorrereien des Herrn Reichstagsabgeordneten ihm in Brooklyn allein in Wochenfrist über 60 Pfund eingetragen, war derselbe immer in angeblicher Geldnot. Bald war der Anzug oder die Uhr versetzt, bald war die Kosthausrechnung zu erstaunlicher Höhe angelaufen, und immer wieder suchte er neue Gimpel zu finden, die dem würdigen Reichstagsabgeordneten aus der Klemme helfen sollten." — Die Angeblichen, die nicht „alle" werden, scheinen drüben doch ziemlich schnell alle geworden zu sein, so daß wir begründete Hoffnung haben, den großen Volksmann bald hier wiederzusehen. Die Freude — seiner Gläubiger!

— **Gegen die Wiener Bubokratie,** die bekanntlich alle Juden für ehrlos erklärte, sind von berufenster Seite ernste Maßregeln ergriffen worden. Infolge einer Interpellation im Abgeordnetenhause teilte Kultusminister Freiherr v. Gautsch mit, daß gegen den Studenten (Mediz. Albrecht), welcher der berüchtigten Versammlung präsidierte, die Strafe dauernder Relegierung von der Wiener Universität verhängt, gegen zwei Studenten, die das Absingen der Lieder an der Aula provozierten und dadurch die Ordnung störten, die Relegierung für ein Semester, gegen jene Studierenden, die vor dem Rektor die Aussagen bezüglich ihrer persönlichen Teilnahme in der Versammlung verweigerten, eine Rüge vor versammeltem Senat, verschärft mit dem consilium abeundi, ausgesprochen worden sei.

— Der Vorsitzende des Abwehr-Vereins in Wien, Freiherr v. Suttner, veröffentlicht in dortigen Blättern folgende Erklärung: „Von mehreren Seiten wurde an die Leitung des Vereines zur Abwehr des Antisemitismus die Anfrage gerichtet, ob der Vorstand sich nicht entschließen werde, gegen die Vorgänge der jüngsten Tage an der Wiener Universität Stellung zu nehmen. Die Antwort lautet: Nein! Denn Enunciationen solcher Art, die aus einer Versammlung von Minderjährigen, also gesetzlich Handlungsunfähigen, hervorgehen, verdienen nur als das betrachtet und qualifiziert zu werden, was sie wirklich sind: als groteske Ueberhebungen, wie sie nur der antisemitische Größenwahn hervorzubringen vermag. Die jüdischen Studenten haben durch ihre korrekte, würdevolle Abwehr bewiesen, daß sie ihren Gegnern nicht nur gewachsen, sondern über sind, und sie können des Beifalls aller rechtdenkenden Menschen sicher sein. Zur endgiltigen Lösung dieser Frage ist einzig und allein die Unterrichts-Behörde berufen, und wir dürfen unter der gegenwärtigen Regierung wohl eine gerechte und befriedigende Entscheidung erwarten.“

— **Eine „Sühne“.** In unserer vorletzten Nummer berichteten wir von einer Hetze der ungarischen Antisemiten, die den Gastwirt Adler zum Selbstmord trieb. In derselben Nummer teilte unser Budapester Korrespondent mit, daß die Kinder des verstorbenen Adler den gegen den Priester Fuß angestrengten Beleidigungsprozeß weiterzuführen erklärt hatten. Dieser Prozeß hat nun am 26. v. M. stattgefunden. Vor der Budapester Preßjury stand der katholische Hilfsprediger Johann Fuß unter der Anklage, sich durch einen Artikel im „Magyar Allam“, der den Gastwirt Adler des Ritualmordes beschuldigte, der Verleumdung und Ehrenbeleidigung schuldig gemacht zu haben. Der betreffende „Ritualmord“ hatte bald nach dem Erscheinen des inkriminierten Artikels den Gegenstand einer Kriminaluntersuchung vor dem Ipolsager Gerichtshofe gegen Ignaz Adler und Genossen gebildet, die aber mit der Einstellung des Strafverfahrens endete, weil sich nicht die geringsten Anhaltspunkte für eine Anklage ergaben. Der Prozeß schloß damit, daß der Angeklagte schuldig gesprochen und zu einem zehntägigen Arrest sowie zu einer Geldstrafe von 50 fl. verurteilt wurde. Bemerkenswert ist es, daß der Verteidiger Fuß', der Abgeordnete und Chefredakteur des „Magyar Allam“ Dr. Josef Hortovanyi, seinem Plaidoyer, in welchem er die bona fides Fuß' darzulegen suchte, die mit der Haltung seines Blattes kontrastierende Erklärung vorausschickte, daß nach seiner Ueberzeugung die Juden *keine* Ritualmorde kennen. Hier in Berlin ist vor kurzem ein Herr Sedlatzek, der das Gegenteil behauptet hatte, freigesprochen worden.

— **Der Antisemitismus in Frankreich,** der bisher noch ein klägliches Dasein fristete und im wesentlichen einige öffentliche Aergernisse bis auf den Grund ausbeutet, kann doch wohl noch eine weitere Ausdehnung erfahren, weil die studierende Jugend ihm in Massen zufällt. Während in Deutschland der Antisemitismus der Studierenden nicht selten in der Aemterstreberei, dann in den verhetzenden Reden einiger Lehrer ihre Erklärung findet, ist ein großer Teil der französischen Studenten und der jungen Künstlerschaft decadent — eine für alle neuen Ideen entbrennende Masse. So erklärt es sich, wenn aus den Reihen der Bohomiens hin und wieder antisemitische Produkte hervorgehen. So stellte vor kurzer Zeit ein junger Maler, der freilich — vor Scham? — seinen Namen nicht nannte, ein Gemälde aus, das den „Märtyrertod des jungen St. Simon im Jahre 1472 in Trient“ zum Vorwurf hatte. Die antisemitischen Blätter schrieben große Kunstkritiken, worin sie den neuerstandenen Genius feierten, seine „Originalität“ ausposaunten. Das Gemälde machte Aufsehen, bis endlich darauf hingewiesen wurde, daß diese Originalarbeit die Kopie einer mittelalterlichen Xylographie sei, welche im 16. Jahrhundert ein häufig wiederkehrender illustrativer Schmuck judenfeindlicher Werke war. Weit mehr Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung bildete ein Drama Edmonds de Goncourt. Freilich ist Goncourt heute kein Jüngling mehr — er ist im Jahre 1822 geboren — allein, wie er ein rühriger Vorarbeiter des heutigen Naturalismus gewesen, so kämpft er auch heute als erster in den Reihen der Modernen, die, weil es etwas Neues ist, auch antisemitische Gelüste haben. Das Stück, um das es sich hier handelt, führt den Titel: Manette Salomon, und ist nach einem Roman dramatisiert: Ein jugendlicher hyperidealistischer Maler Corcolis hat sein Modell, die Jüdin Manette Salomon, geheiratet. Mit seiner ganzen psychologischen Darstellungskunst läßt Goncourt den häuslichen Zwist zu einem heftigen Konflikt sich auswachsen, zu einem Kampfe der arischen und semitischen Rasse. In diesem Konflikt ergoß sich eine solche Flut gemeinster antisemitischer Schimpfereien über die Juden, daß die Drumontianer, die der Vorstellung im „Vaudeville“ beiwohnten, sich vor Freude nicht zu lassen wußten. Corcolis ist natürlich die fleischgewordene Tugend, während alle Laster durch die Jüdin verkörpert werden. Alle Kritiker haben diese Schwäche gegeißelt, während die antisemitischen Zeitungen das Stück als eine „That“ hingestellt haben. Ob Goncourt wohl durch dieses Produkt seiner Ansicht zum Siege verhelfen will, die er bei einer Erklärung 1879 abgab: „In 50 Jahren spätestens wird die Bühne zu einer groben Belustigung geworden sein und wird nichts mehr gemein haben mit der Litteratur, dem Stil, dem Sinn für das Schöne?“

— **Warum sind wir nicht beliebt?** Unser Glaubensgenosse Joseph Jacobs, der Präsident der englischen Folklore-Gesellschaft und ausgezeichnete Bibliograph, hat soeben ein sehr interessantes Büchlein (Jüdische Ideale, London, David Nutt) publiziert, das der Beantwortung der Frage gewidmet ist: „Warum sind wir nicht beliebt?“ — Sind wir zu gut? Nein. Sind wir zu exklusiv? Die Quäker und Schotten sind auch sehr exklusiv

und trotzdem nicht gar zu unbeliebt. Jacobs findet die Erklärung darin, daß wir Juden ein streitbares Geschlecht sind, daß wir den Kampf auf Lebensgebiete übertragen, wohin er nicht gehört. Der Jude streitet über Politik, über das Theater, über den Charakter eines Freundes, über alles; und immer behält er das letzte Wort. Aber es ist nicht diese etwas paradoxe Erklärung unseres geistreichen Glaubensgenossen (diese Eigenschaft der Streitbarkeit und Disputierlust ist bekanntlich ein charakteristisches Merkmal des deutschen Volkes), sondern die Bemerkungen eines der vornehmsten englischen Wochenblätter, der „Saturday Review“, welche den Leser ganz besonders interessieren werden. Wie kommt es, schreibt das genannte Blatt, daß es keine Judenfrage in England giebt, wie sie in Deutschland, Frankreich und Oesterreich existiert, von Rußland nicht zu reden? In Paris, Berlin und Wien hat man aus der jüdischen eine brennende soziale Frage gemacht — das ist hier in London durchaus nicht der Fall. Wie kommt das wohl? Die Antwort lautet einfach, daß in Deutschland, Frankreich und Oesterreich die haute finance, der Geschäftsadel, fast ausschließlich von Juden vertreten wird. In London dagegen stehen die Dinge ganz anders. Auf dem Kontinente sind aller Augen auf die Rothschilds, die Sterns, die Bleichröders und die Mendelssohns gerichtet, in England hingegen kommen auf jeden jüdischen einige christliche Millionäre. Neben einem Beit steht ein Rhodes, neben einem Barnato ein Robinson, während die Rothschilds, die Sterns und die Goldschmids verdunkelt werden von den Barings, den Lubbocks, den Couttses, den Glyns, den Basses, den Guinnesses und den Allsops. Mit anderen Worten, die Anzahl der jüdischen Finanziers verschwindet unter den Peers, sowie den Bank- und Bier-Millionären der mächtigen englischen Familien. England kennt keinen Neid auf jüdischen Reichtum. Gleich den alten Römern haben die Engländer die natürliche Gabe, wertvolle Kräfte auch aus ursprünglich fremden Quellen zu absorbieren.

— **Die Sonntags-Reformer.** Mit dem Sonntags-Judentum scheint es, wie wir in der vorigen Nummer gemeldet, inderthat nicht recht vorwärts gehen zu wollen. Das ist nicht Fisch und nicht Fleisch, und wendet sich an Menschen, die eigentlich weder Juden noch Christen sind. Der Chicagoer Rabbiner Dr. Emil G. Hirsch, der ein glänzender Redner ist, aber das Judentum zu einer Art ästhetischen Angelegenheit umgestaltet sehen möchte, dürfte das wohl auch bald einsehen. In einer seiner jüngsten Sonntags-Predigten klagte er wehmütig, daß die Synagoge, in der er so schöne Essays predigt, leer bleibt. Ein Rabbiner, der sich nicht an Gläubige wenden will, sollte nicht verwundert sein, wenn man auch ihm keinen — Glauben entgegenbringt. Der Herr Rabbiner des Sonntags-Judentums muß sich überdies eine nichts weniger als schmeichelhafte Kritik seines Wirkens in den Tagesblättern gefallen lassen. Am Ende werden vielleicht auch diese Rabbiner erkennen, daß ihr Beruf nur dann kein verfehlter ist, wenn sie vorerst auch — Juden sein wollen, die für und mit Juden wirken.

— **Aus New-York** wird einem auswärtigen Blatte geschrieben: Die Orthodoxie in New-York läßt sich in große Gruppen klassifizieren, a) die Gruppe, welche an der East-side vertreten ist und nur gebildet wird von unseren Glaubensgenossen, welche aus dem Osten Europas kommen, also aus Rußland, Polen und den angrenzenden slavischen Ländern und b) aus der Gruppe, welche größtenteils Juden deutscher Abstammung bilden. Das russisch-polnische Element spielt überhaupt eine bedeutende Rolle in New-York. Ich muß aber gestehen, daß der deutsche Jude zu dem Gottesdienste dieser Gemeinden sich nicht hingezogen fühlt; er geht nur hin, um einmal einen guten Chasan zu hören. Damit sei aber nicht gesagt, daß in New-York zwischen den deutschen und polnischen Juden Feindschaft bestehe; der deutsche Jude steht seinen polnischen Glaubensgenossen thatkräftig bei, und deutsche Juden opfern jährlich Hunderttausende von Dollars für solche Zwecke, die ausschließlich dem russisch-polnischen Element zu Gute kommen. In dem jüdischen Ghetto New-Yorks findet sich keine Straße, wo nicht eine Synagoge steht, ja fast in jedem Square sieht man Häuser, die mit einem jüdischen „Sign“ prangen und anzeigen, daß hier eine Chewra, dort eine kleine Kongregation ihre Andacht abhält.

— **Die Muster-Ackerbauschule,** die Dr. Krauskopf in Philadelphia propagiert, zu deren Gunsten er im vergangenen Jahre den Westen bereiste und Vorträge hielt, wird bald zur praktischen Ausführung gelangen. In dem Empfangszimmer der Gemeinde Keneseth Israel in Philadelphia wurde dieser Tage eine Organisations-Versammlung abgehalten unter dem Vorsitze Krauskopfs. In seiner Eröffnungsansprache gab er eine bündige Zusammenstellung der Schritte, welche bis dahin gethan wurden und machte Mitteilung über das erreichte Resultat. 120 Acker Landes wurden in Deylestown in der Nähe von Philadelphia für 10,000 Dollars käuflich erworben. Die Farm ist bereits unter Kultur und es befinden sich dort Fruchtbaum-Pflanzungen, Waldanlagen, Teiche und verschiedene Gebäulichkeiten. Nun müssen noch die notwendigen Schulgebäulichkeiten errichtet werden. Im ganzen sind 20,000 Dollar erforderlich, wovon etwa 12,000 gesammelt sind. Weitere 3,000 Dollar gedenkt Dr. Krauskopf diesen Sommer zusammenzubringen, indem er den Süden bereisen und Vorträge zum Besten der Schule halten wird, sodaß nur noch 5,000 Dollar durch Privatsubskriptionen aufzubringen wü
ren.

— **Der Assimilation** arbeitet nunmehr auch die Hohe Pforte vor, indem sie verfügt, daß fortan in allen Schulen, in öffentlichen wie privaten, die türkische Sprache obligatorisch gelehrt werden müsse. Diese Verfügung wird nicht verfehlen, in den Kreisen der Betroffenen Mißstimmung zu erregen. Denn abgesehen davon, daß jede Gemeinde, auch wenn ihre materiellen Mittel es nicht gestatten, einen eigenen Lehrer für das Türkische wird anstellen müssen, wird auch der Zeitverlust, den das Erlernen der genannten Sprache verursachen wird, ein beträchtlicher sein. So werden von nun an auch die Israeliten in Palästina, Syrien, Mesopotamien und Arabien, für die das Türkische weder nötig noch nützlich ist, dasselbe doch erlernen müssen, um es dann, wenn sie die Schule verlassen haben, wieder zu vergessen. Auch die jüdischen Kolonisten in Palästina werden nun das Türkische erlernen müssen.

Feuilleton.

Das Lied am Meere.

Der Herr hat gerichtet —
Der Feind ist vernichtet,
Nun steig in gewaltigem Jubelchor
Dieser Lobgesang zu Gott empor:

Dir Ewiger ertönt mein Lied,
Denn Du bist hoch erhaben!
Die Rosse und Reiter Pharaos
Hast Du im Meer begraben!

Mein Sieg und Sang ist Gott,
Er hat sich als Hort erwiesen!
Er ist mein Gott. — Er sei gepriesen,
Der Väter Gott, wir wurden nicht zum Spott!

Der Ewige ist ein Kriegesheld!
Die Wagen und die Mannen
Schlang das Meer hinein;
Der Edelsten versanken wie ein Stein
Von Deiner starken Hand gefällt!

Deine Rechte, o Herr, ist herrlich an Kraft,
Sie hat den Feind hinweggerafft —
Du fährst daher — die Feinde sinken nieder,
Gleich dürren Stoppeln lohen seine Glieder.

Vor Deinem Hauche türmten sich die Wogen
Und standen aufrecht wie ein fester Wall —
Das Herz des Meers glich härtestem Krystall
Und jubelnd kam Dein Volk hindurchgezogen!

* * *

Es sprach der Feind: Ich verfolge, ich erreiche,
Ich plündere, und ich sätt'ge meine Wut!
Es zuckt mein Schwert, ich bade mich in Blut,
Ich stürme an! — Wer ist's, der mir nicht weiche?

Da blies Dein Hauch — — die Feinde deckt das Meer,
Sie sanken in die Tiefe wie das Blei,
Vernichtet ist das stolze Kriegesheer,
Verhallt der Siegesruf, das Kampfgeschrei!

Wer ist wie Du in der Schar der Götter,
Wer ist wie der Heil'ge so mächtig und hehr?
An Lob unermessen, Du größter Erretter,
An Wunder so reich, dem Schwachen zur Wehr! —

Du reckest Deine Hand — den Feind verschlingt die Erde!
Allmächtig führst Du Deine Heerde
Zu jenen Stätten, die Du auserkoren
Und ihren Vätern zugeschworen!

Es hören's die Völker und sie erbleichen,
Und Edoms Fürsten faßt Schrecken an,
Es zittern die Mächt'gen in Moabs Reichen,
Es erbeben die Bewohner von Kanaan!

Es überfällt sie Zagen und Bangen,
Dein Schrecken erstarret sie zu Stein,
Bis daß Dein Volk vorübergegangen,
Das Volk, das Dein Eigen sollte sein!

Du führest und pflanzest Dein Eigentum
An den Berg, von dem einst wunderbar
Ein Tempel erglänzen wird Deinen Ruhm:
Der Herr wird regieren immerdar!

* * *

Drum tönt Dir, Ewiger, mein Lied,
Denn Du bist hoch erhaben!
Die Rosse und Reiter Pharaos
Hast Du im Meere begraben!

Lemgo. F. Saphra, Rektor.

Das Martyrium der spanischen Juden.

Von Prof. Dr. H. Graetz.*)

I.

Vorbemerkung: In einer Zeit, da der rüde Antisemitismus bereits Siegesgesänge anstimmt, ist es wohl angezeigt, zur gerechten Abwehr der brutalen Angriffe einerseits und zur Aufmunterung andererseits aus der Rüstkammer wohl erprobte, schneidige Waffen hervorzuholen. Solche Waffen liegen aufgespeichert wie in einem großen, unerschöpflichen Arsenal in der nahezu sechstausendjährigen Geschichte des jüdischen Volkes. Leider wurden bis jetzt wenige der stahlfesten Waffen ins Treffen geführt. Wäre dies in ausgiebiger Weise geschehen, so hätte so mancher antisemitische Schreier seinen Knüppel zur Erde sinken lassen müssen, und gar viele Juden, welche, durch das wüste Gegröhle des Antisemitismus eingeschüchtert, über die Not der Zeiten klagen, würden frischen Mutes und ruhigen Blutes den antisemitischen Kapriolen zusehen. Das jüdische Volk hat viel ärgere Wetterstürme über sich ergehen lassen müssen, als es die Wetterstürme von heute sind, und hat trotz alledem seine Kraft, Ausdauer und Widerstandsfähigkeit auf das heldenhafteste in tausend und abertausend Fällen erwiesen. Wir wollen hier auf eine geradezu heroische Periode des jüdischen Martyriums hinweisen, auf einen hundertjährigen Kampf, welchen das Judentum gegen übermächtige Gegner führte, und aus dem es schließlich trotz aller Not und Gefahr als Sieger hervorging: es sind dies die Kämpfe der Juden im westgothischen Reiche gegen ihre tyrannischen Unterdrücker. Bekanntlich war die westgotische Gesetzgebung eine der härtesten für die Juden, welche in so früher Zeit entstanden war, und die weit über die Härten der im Codex Theodosianus enthaltenen und im christlich-römischen Kaiserreiche geltenden Gesetze hinausging. Das Ringen und Kämpfen, Dulden und Leiden der spanischen Juden in der Zeitepoche des westgothischen Regimentes hat im Jahre 1858 Dr. H. Graetz im Jahresberichte des jüdisch-theologischen Seminars zu Breslau unter dem Titel: „Die westgothische Gesetzgebung betreffs der Juden" in anschaulicher Weise dargestellt. Bei dem Umstande,

*) Nach einem ungedruckten Aufsatze.

daß dieser hochbedeutsame, ungemein anregende „Jahresbericht“ nicht im Buchhandel erschien und weiteren Kreisen unbekannt ist, dürfte es angezeigt sein, einzelne Proben aus demselben zu bringen.

* * *

Mit den römischen Rittern, Ackerpächtern und Kaufleuten hatten auch die Juden in Spanien und Südgallien festen Fuß gefaßt. Die dreimalige Niederlage der jüdischen Waffen gegen die Flavier Trajan und Hadrian hatte die Zahl der Juden in diesem Lande vermehrt. Die jüdischen Flüchtlinge mit dem Wanderstabe und die Gefangenen mit den Sklavenketten, von ihren glücklicheren Brüdern in Hesperien geschützt und losgekauft, gaben ihnen für Schutz und Teilnahme eine Art Bildung und Gemeindeverfassung. Das Judentum darf in Südeuropa dem Christentum gegenüber auf Urbürgertum pochen. Die siegenden Gothen mit ihrem Arianismus fanden in den Besiegten Spaniens nach der politischen Seite eine einzige Volksklasse: Römer, nach der religiösen Seite dagegen dreierlei: Juden, Katholiken und einen Rest von römischen und griechischen Heiden. Die Katholiken, zahlreich in den westgothisch gewordenen Ländern vertreten, standen zu dem herrschenden Volke in einem doppelten Gegensatz, politisch als Römer gegen Barbaren, konfessionell als Rechtgläubige gegen Ketzer. Es gab daher in Spanien vielfache Reibungen, die stets den Doppelcharakter politischer und konfessioneller Antipathie trugen. Diese Reibungen zwischen den beiden christlichen Bekenntnissen kamen den Juden zustatten. Sie blieben unangefochten, genossen unter den westgothisch-arianischen Königen nicht blos Kultusfreiheit, sondern auch politisch-bürgerliche Freiheit. Sie hatten ihren Anteil an den Staatsämtern und mögen den Katholiken sogar vorgezogen worden sein. In staatsbürgerlichen Verhältnissen wurden sie als Römer behandelt und standen unter den römischen Gesetzen. Ehen zwischen Juden und arianischen Christen kamen nicht selten vor. Mit einemmale verließ Reccared, von den katholischen Geistlichen bearbeitet, das arianische Glaubensbekenntnis und wurde der westgothische Constantin in mannigfacher Weise.

Das Verhältnis der Juden zum katholisch gewordenen Staate änderte sich damit ebenfalls mit einemmale. Die ecclesia pressa verwandelte sich am Tage nach ihrem Siege in eine ecclesia dominans. Wie die Reste des Heidentums in den westgothischen Ländern nach einem Synodalbeschluß des ersten allgemeinen Konzils in Toledo (des dritten) von Geistlichen und Richtern aufgesucht und vertilgt werden sollten, so sollten auch die Juden, wenn auch nicht ausgerottet, doch in eine niedrige Stellung verwiesen werden. Auf Veranlassung des Konzils befahl der König Reccared, daß die Juden weder christliche Frauen oder Konkubinen haben, noch christliche Sklaven erwerben dürfen. Die aus einer Mischehe geborenen Kinder sollen gegen den Willen der Eltern erzogen und getauft werden. Die Juden sollen aber auch kein öffentliches Amt bekleiden, wodurch ihnen die Macht zustände, Christen zu bestrafen (im Jahre 589). Das erste Wort des westgothischen Katholizismus an die Juden war zwar nicht sehr freundlich, aber im Vergleich mit der Behandlung in späterer Zeit und im Verhältnisse zu der tief herabgedrückten Lage der Juden im byzantinischen Reiche ist das Verhalten noch immer milde zu nennen. Die spanischen Juden wurden durch dieses Gesetz zwar an ihrer Ehre gekränkt und in ihrem Besitzstande beeinträchtigt, aber sie waren frei in ihrem Kultus. Sie gaben sich Mühe, das Gesetz rückgängig zu machen, und boten in diesem Sinne dem König Reccared eine bedeutende Summe an. Reccared widerstand der Versuchung und wurde dafür vom Papste Gregor I. in einem Sendschreiben (vom August 599) über die Maßen gelobt und mit dem König David gleichgestellt. Ob das Reccaredsche Gesetz gegen die Juden dem westgothischen Kodex einverleibt worden ist, kann erst später erörtert werden.

Zwischen Reccareds Tode und Sisebuts Dekret, den Juden bei Strafe des Exils das Christentum aufzuzwingen, liegen nur elf Jahre. In diesem Zwischenraum muß von seiten der Juden unter Sisebuts Vorgängern Liuva, Winterich und Gundemar etwas vorgegangen sein, das den Zorn und den Fanatismus dieses sonst als milde und gebildet geschilderten Königs in einem so hohen Grade erregt hat. Die Veranlassung dazu kann aber beim Mangel an geschichtlichen Nachrichten nur aus den Gesetzen erschlossen werden, die, kritisch gesichtet, Sisebut vindiziert werden können. Nicht zu übersehen ist aber dabei, daß die Geistlichkeit, weit entfernt, die Verfolgung der Juden aufgestachelt zu haben, sie vielmehr gemißbilligt hat. Ihr Hauptvertreter, der heiliggesprochene Isidor von Hispolis, sprach nicht nur seinen Tadel über diese Zwangstaufe privatim aus mit den Worten: „Der König Sisebut hat Eifer gezeigt, aber nicht nach Gewissen,“ sondern formulierte sein Tadelsvotum in ein Gesetz, das er von achtundsechzig Geistlichen unterschreiben ließ. Aber das änderte an der Thatsache nichts. Wenn auch viele tausend Juden sich dem Taufzwange durch Auswanderung nach Gallien (und wahrscheinlich auch nach Afrika) entzogen hatten, so fügte sich doch ein großer Teil aus Liebe zum Vaterlande und zum Besitztum, sicherlich mit dem Hintergedanken, daß es mit dem aufgezwungenen Christentume nicht so ganz ernst sein werde. Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, daß die Christen in den ersten Jahrhunderten durchweg mit der Taufe und dem Bekenntnisse eine völlige Wiedergeburt an sich vollzogen und ihre ehemalige heidnische Lebens- und Denkweise perhorresziert hätten. Viele aus dem Heidentum bekehrte Römer fuhren fort, ihre heidnischen Gebräuche zu beobachten, und sogar den Donnerstag als Jovistag nicht gerade heimlich zu feiern. Das Narbonnensische Konzil (vom Jahre 589) mußte eine Verfügung dagegen erlassen und verurteilte die Freien, die sich solches zu schulden kommen ließen, zu schwerer Kerkerstrafe und die Sklaven zur Geißelstrafe. Die westgothischen Christen verharrten zum Teil nicht minder bei ihren heidnischen Sitten, verehrten Quellen und Haine, zündeten geweihte Fackeln an, und die Konzilien konnten nicht genug gegen diese heidnischen Reminiszenzen einschreiten. Die Sonntagsfeier war so wenig allgemein geheiligt, daß Christen öffentlich an diesem Tage Gewerbe und Feldarbeiten betrieben. War das Bekenntnis der seit Jahrhunderten im Christentume Erzogenen nur oberflächlich, und durften sie ihrem Hange nach dem Kultus oder den Sitten ihrer Urahnen ungescheut folgen, so konnten die unter Sisebut gezwungenerweise getauften Juden diesen Schritt vor ihrem

Gewissen damit entschuldigen, daß sie mit der empfangenen Taufe nicht das Judentum zu verleugnen und aufzugeben brauchten. Die oberflächliche Bekehrung brachte daher keine Veränderung in ihrem religiösen Verhalten hervor. Die konvertierten Juden fuhren fort, das Judentum als religiöse Norm zu betrachten, beobachteten den Sabbat, wie die Stockrömer den Jovistag, übten Beschneidung an ihren neugeborenen Söhnen und Sklaven und brauchten nicht einmal heimlich damit zu thun, da das Christentum damals noch nicht in das Alter der Eifersucht getreten war. Was ein spanisches Sprichwort von den Juden späterer Zeit sagt: „Dreierlei Wasser fällt vergeblich: Trinkwasser in Wein, Regenwasser ins Meer und Taufwasser auf einen Juden“, das war sicherlich eine treffende Wahrheit in der westgothischen Zeit. Man darf nicht den Begriff Scheinchristen aus der trübseligen Zeit der Inquisition auf die jüdischen Konvertiten unter Sisebut übertragen. Jene waren allerdings gezwungen, im öffentlichen Erscheinen die Maske des Christentums zu tragen und konnten die jüdischen Riten nur im geheimsten Versteck unter Beobachtung peinlicher Vorsicht befolgen. Diese dagegen brauchten keineswegs mit der Beobachtung ihrer religiösen Bräuche das Sonnenlicht zu scheuen. Die Kirche hatte noch kein kanonisches Edikt, der Staat noch kein Strafgesetz dagegen erlassen, und die Inquisition war noch nicht erfunden. Das Judaïzare gehörte noch nicht zu den Kapitalverbrechen.

Mögen auch die jüdischen Konvertiten bei Sisebuts Leben ein wenig zurückhaltend mit dem Beibehalten der jüdischen Riten gewesen sein, unter seinem zweiten Nachfolger Swintila (der erste regierte nur sehr kurze Zeit) konnten sie den Zwang ablegen. Swintila, der Sage nach Reccareds Sohn, ebenso milde wie stark und vom Volke „Vater der Armen“ genannt, war auch gegen die Juden gerecht. Er kehrte sich wenig an Sisebuts Dekrete und gestattete den Konvertiten, das Judentum offen zu bekennen und sich vom Christentum völlig loszusagen, sowie den ausgewanderten Juden, in ihr Vaterland zurückzukehren. Selbst das Recht der Amtsbekleidung wurde ihnen wie vor der Reccaredschen Zeit eingeräumt. Zehn Jahre (621—631) genossen die ehemals konvertierten Juden ungestörte Rechte und konnten sich dem Gedanken hingeben, daß ihre vorübergehende Zugehörigkeit zum Christentume in Vergessenheit geraten werde. Bald aber sollten sie unangenehm aus diesem Traume geweckt werden. Sisenand, der mit Hilfe des Klerus Swintila entthront hatte, mußte den Vertretern der Kirche Konzessionen machen und die Krone, als aus ihren Händen geschenkt, entgegennehmen. Das vierte Toledanische Konzil (633), das dem Usurpator das Szepter in die Hand gab, stellte zehn Synodalbeschlüsse inbetreff der Juden auf. Auf diesem Konzil war es, wo Isidor von Hispolis, der das Präsidium führte, im Verein mit seinen geistlichen Kollegen den Grundsatz aussprach, daß die Juden nicht zum Glauben gezwungen werden sollten. „Wie der erste Mensch aus freiem Willen, der Schlange gehorsam, des geistigen Todes gestorben ist, so soll jeder nur mit Willensfreiheit im Glauben lebendig werden.“

Aber so milde diese Synode inbezug auf die Juden war, so hart waren ihre Beschlüsse inbezug auf die unter Sisebut zur Taufe gezwungenen Juden. Das Konzil dekretierte: „Da diese einmal dem göttlichen Sakrament zugesellt, die Gnade der Taufe empfangen haben, mit dem heiligen Oele gesalbt und des Leibes und Blutes des Herrn teilhaftig geworden sind, müssen sie, wenn auch ursprünglich mit Gewalt dazu geführt, den Glauben beibehalten, damit der göttliche Name nicht entweiht und der Glaube nicht erniedrigt und verachtet erscheine.“ Für die ungetauften Juden schärfte das Konzil nur die Reccaredschen Edikte wieder ein: Verbot des Sklavenbesitzes, des Konkubiums mit Christinnen und der Amtsverwaltung. Für die apostasierten jüdischen Konvertiten dagegen verfügte es unerträgliche Bestimmungen. Von den Riten des Judentums sollen sie mit Gewalt abgewendet, ihre Kinder und Sklaven, die sie vermöge der Beschneidung in den jüdischen Bund aufgenommen, ihnen entzogen und überhaupt die Kinder beiderlei Geschlechtes ihrem Herzen entrissen und in Klöstern und christlichen Familien untergebracht werden. Mit ihren ehemaligen Religions- und Stammesgenossen dürfen sie keinen Umgang pflegen. Die Uebertreter sollen den Christen als Sklaven geschenkt, und die Juden, welche den Umgang mit Konvertiten aufsuchen, gegeißelt werden. Bis tief ins bürgerliche Leben griff die denselben aufgelegte Beschränkung; sie wurden für unfähig erklärt, als Zeugen aufzutreten, und die Motivierung für diese Aechtung ist ganz im Geschmacke der Zeit: „Wie könnte derjenige gegen Menschen glaubwürdig sein, der Gott untreu geworden ist!“ (Ein zweites Kapitel folgt.)

Der älteste lebende Komponist.

Herr Charles Salamon, der, wie hier schon mitgeteilt, am 3. März in London seinen 82. Geburtstag feierte, ist der älteste lebende Komponist, nicht nur Englands, sondern wahrscheinlich der ganzen Welt. Unter allen hervorragenden Männern Englands giebt es vielleicht kaum sechs, deren Erinnerungen sich über einen so langen Zeitraum erstrecken und so viele interessante Thatsachen und Personen umfaßt. Es sind fast 70 Jahre verflossen, seit Salamon — damals ein Jüngling von 14 Jahren — zum ersten Male als Pianist und Komponist öffentlich auftrat. Aber sein wunderbar treues Gedächtnis zeigt ihm Ereignisse, die sich noch weit früher abgespielt haben. Er erinnert sich noch deutlich, wie beim Tode Georgs III. die Glocken läuteten, und darüber sind doch schon mehr als 75 Jahre ins Land gegangen. Dann weiß er noch, wie er als Kind mit seinen Eltern an einem Fenster in Whitehall saß und die Königin Caroline in ihrem offenen Wagen vorübersausen sah, weil sie der Krönung ihres Gemahls in der Abtei beiwohnen wollte; und wie sie dann mutlos und niedergeschlagen zurückkehrte, weil man ihr den Zutritt verwehrt hatte. Er war zugegen bei der Krönung Wilhelms IV. und der Königin Adelaide. Obwohl er damals erst ein Jüngling von 17 Jahren war, war sein musikalischer Ruf doch bereits groß genug, um ihm während der bedeutsamen Feier Zutritt zu der Westminster-Abtei zu verschaffen. Und er spielte öffentlich und privat vor der Königin Victoria und dem verstorbenen Prinz Gemahl; der letztere hat im Jahre 1841 einen ganzen Vormittag mit ihm im Buckingham-Palast zugebracht. Salamon

war ein Bursche von kaum 16 Jahren, als er in Gesellschaft von Charles Kean nach Stratford-on-Avon reiste, um mit dem großen Schauspieler an der Feier des dritten Shakespeare-Jubiläums teilzunehmen. Sein Oheim — der verstorbene Isaac Cowen — hatte für diese Gelegenheit eine Jubiläums-Ode verfaßt, und der jugendliche Neffe bekam den Auftrag, sie in Musik zu setzen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß er mit allen hervorragenden Komponisten der vergangenen Generation auf vertrautem Fuße stand. Er kannte Mendelssohn, bei welchem er durch Altwood, den Organisten der St. Pauls-Kirche eingeführt wurde.

In seinem Vaterhause spielte er zusammen mit Liszt, Schumann, Hummel, Moscheles, Meyerbeer, Spohr, Thalberg, Wagner, Hiller, Bilse, Wallace, Czerny, John Barnett, Verdi und Gounod zählten alle zu seinen persönlichen Bekannten. 1838 spielte er in München vor dem alten König von Bayern. Wie ein Kleinod bewahrt er einige deutsche Zeilen auf, die ihm Mozarts Witwe ins Album schrieb, als er die ehrwürdige alte Dame in Salzburg besuchte. Er sah die Mauern des jüdischen Ghettos in Rom niedergebrochen, als er 1840 die ewige Stadt besuchte. Ein an so kostbaren Erinnerungen reiches Alter ist eine der auserlesensten Himmelsgaben, die einem Sterblichen zuteil werden können. Salamon wurde von Musikkritikern oft als „der englische Schubert" bezeichnet. 68 Jahre lang strömte seine Feder unaufhörlich einen Reichtum von Melodien aus, die den englischen Liederschatz stark und dauernd bereicherten. Seine Kompositionen sind von einer verblüffenden Mannigfaltigkeit; er setzte die besten lyrischen Gedichte Englands in Musik und komponierte auch französische, italienische, deutsche, spanische, hebräische, griechische und lateinische Texte; er schrieb Werke für das Pianoforte, die eine europäische Berühmtheit erlangt haben; Antiphonien, Kyries und andere Unterarten der Kirchenmusik. Er hat sogar ein „Ave Maria" geschrieben, das seinen Weg nach dem St. Peters-Dome in Rom fand.

Seine berühmte Komposition des 84. Psalms „Wie schön sind deine Zelte" wurde in der Westminster-Abtei und in den meisten englischen Kirchen aufgeführt. Ursprünglich war sie als hebräische Antiphonie für die West-London-Synagoge komponiert, wo ihr Vortrag an verschiedenen hohen Festtagen stets ein Ereignis von höchstem musikalischen Interesse ist. Die West-London-Synagoge ist Herrn Salamon überhaupt großen Dank schuldig, denn für sie schrieb er den größten Teil der herrlichen Tempelmusik, besonders aber die Musik für das Neujahrs- und für das Versöhnungsfest, welche, wie allgemein anerkannt wird, von unübertrefflicher Schönheit ist. All diese Werke, oder doch der größte Teil von ihnen, wurden von Salamon im Sommer 1841 oder da herum komponiert, als er auf der Höhe seines musikalischen Rufes stand.

Dr. M. Schwarz.

Die Insurgenten.

Von S. P.

(Fortsetzung.)

Bald jedoch richtete sich Dagobert mit männlicher Würde auf und sprach feierlich: „Hören Sie, Seline, Liebe muß offen sein. Ich kenne noch etwas, das mir höher steht, denn Liebe."

„Und was ist das?" fragte Seline neugierig.

„Die Liebe auf Erden ist die Vorhalle einer ewigen Seligkeit. Liebe ist ein Strahl aus einer höheren Sonne, die wir in dunkler Ahnung nur erfassen. Und dieses Reich der Seligkeit muß uns werter als seine Vorhalle, diese Sonne mehr als ihr Strahl sein."

„Ich verstehe Sie nicht ganz," sagte Seline immer gespannter.

„Seline!" rief Dagobert mit erhöhter Stimme. „Ich schwöre Ihnen ewige Liebe und Treue, ich schwöre Ihnen, nie gebe ich Hand und Herz einer andern, als Ihnen. Aber auch Sie werden nicht die Meinige werden. Ein unerklimmbarer Berg liegt zwischen uns."

„Dieser Berg?" fragte Seline in banger Ahnung.

„Kennen Sie den Berg, von dem der Dichter sagt, daß man ihn so leicht hinan und so schwer heruntersteigt. Es ist — der flammende Berg Sinai."

„Unglückseliger Verrat!" schrie das Mädchen und floh entsetzt ins Zeltgemach. Auch Dagobert raffte sich auf und stürzte wie rasend hinaus in die Schlachtreihen. Er hatte eine Zentnerlast sich vom Herzen gerissen, aber sein Herz blutete dabei. Wie ein Würgengel mähte er die Scharen der Feinde nieder; sie flohen entsetzt vor dem wütenden Jüngling. Er hatte, ohne es zu wissen, den Sieg des Freikorps entschieden, und man trug ihn erschöpft von der Wahlstatt. Als man gleich darauf das Heer musterte, um die Anzahl der Gefallenen zu kennen, wurde auch Seline vermißt. Man suchte vergeblich ihren Leichnam auf dem Schlachtfelde, und Tags darauf fand man die Kleidungsstücke, die sie getragen, am Ufer eines in der Nähe fließenden Baches, unweit einer Brücke. Man hielt sie für ausgeplündert und ertränkt; die Kleider mußte der Feind auf der Flucht verloren haben.

VIII.

Wir haben schon erzählt, daß der alte Samuel Rubenthal am Tage nach Davids Verschwinden überall Erkundigungen einzuziehen suchte, allein, wie er jeden Morgen mit der Hoffnung aufstand, die Spuren seines Sohnes ausfindig zu machen, so kehrte er jeden Abend mit dem trostlosen Bewußtsein heim, daß in dieser tumultuarischen Zeit, wo die größte Regellosigkeit in allen Polizeibehörden herrschte, jede Mühe vergeblich sei. Hanna, die Mutter, siechte zusehends von Tag zu Tag hin, und auch an Samuels starkem Herzen begann der stille Gram zu nagen, er härmte sich im Innern, wenn er auch seines Schmerzes Meister zu werden strebte. Er hatte an Traumann geschrieben, daß vor der Hand gar nichts entschieden werden könne, weil Dagobert eine Geschäftsreise angetreten habe, und sich die Zeit der Rückkunft nicht bestimmen lasse. Indessen schwand das Peßach-Fest, die Zeit der Rosen war wieder da, Samuel aber empfand nur ihre Dornen, denn keine Spur leitete auf die Irrwege des verlorenen Sohnes. Auf Traumanns wiederholte Aufforderungen schrieb ihm endlich der alte Vater, jener möge sich nun ganz und gar nicht mehr um die Partie bekümmern, da Dagobert auf fernem Boden weile, und seine Heimkehr sich in die Länge ziehen möchte. Aber Nachmann war nicht

der Mann, sich so kurz abfertigen zu lassen, zumal er von Dagoberts Lage besser als der Vater selber unterrichtet war. Denn Traumann, der immer ein nomadisches Leben führte, weil sein frommes Werk ihn bald dort, bald dahin rief, hatte natürlich eher als Samuel erfahren, daß man den Sohn des Nagid bei Ostrolenka in Gielguds Reihen erkannt habe.

Nachman war darum bemüht zu erfahren, wohin das Freikorps von Ostrolenka, bei dem er David wußte, gezogen sei und erfuhr zu seiner Freude, daß sich jene Truppen dem Lager der Gräfin Plater bei Dünaburg angeschlossen haben. Jetzt war sein Plan gemacht. Der alte Rubinthal müsse David aufsuchen und ihm den Kopf zurechtsetzen und wenn der junge Mensch ganz eingeschüchtert, von Reue zerknirscht sein wird, dann zeige man ihm den Weg zur Besserung, den Weg, der zu der schönen Sara führt — und dann Masol Tow! jauchzte Trauman, als ob schon der Trauhimmel aufgestellt wäre, und hüpfte vor Freuden über das gelungene Werk. Minder sanguinisch war der von Traumann eingeweihte alte Rubinthal, denn er kannte den Widerwillen seines Sohnes gegen diese Heirat, und hätte nicht gern ähnliche Auftritte, wie die erzählten, mit ihm gehabt. Indessen ging er auf Nachman's Plan ein, da doch ein Hoffnungsschimmer aus der Ferne blinkte, daß er den Liebling seines Herzens wieder finden werde, und trat die Reise nach Dünaburg an. Samuel ging sogleich zum Stabs-Chef, und trug mit rührender Sprache sein Anliegen vor. Der leutselige Intendant aber, den der arme Greis dauerte, konnte sich auf keinen David Rubinthal besinnen. Er ließ in den Verzeichnissen nachsuchen, sogar die Todeslisten nachschlagen — dieser Name war nirgends zu finden, ja bei genauerer Untersuchung stellte sich heraus, daß ein David Rubinthal nie in der polnischen Armee gedient hatte. Mit Betrübnis sah Samuel, daß der Schadchen schlecht berichtet sein mußte, und es sank schon wieder jede Hoffnung — als er auf den redseligen Saluschek stieß, den er von Warschau her kannte. Dieser war hoch erstaunt, „den alten Schmul", wie er sagte, im Lager zu sehen, und als er dann auf sein Anfragen den Grund von Rubinthals Anwesenheit vernahm, rief er:

„Gottes Donner und Blitz! Da will ich Euch aus der Klemme helfen. Euer Sohn muß gleich hier sein, denn er dient mit mir in einer Kompagnie."

„Aber wie kommts, daß niemand einen David Rubinthal kennen will?"

„Ja so! Nach David Rubinthal hättet Ihr nicht fragen sollen, denn ihr müßt wissen, daß Euer Sohn aus Furcht vor Euern Nachstellungen in Dagobert Hildinsky sich umgetauft hat; denn er meint, „Dagobert" klinge so ritterlich und romantisch, oder wie das heißen mag. Ja, ein Mordkerl, Euer Sohn! Verliere ihn nur sehr ungern, und wackerer Kamerad ist er, das muß man ihm lassen und ein Paar Fäuste hat er — na! die habe ich in Warschau auf dem Walle bei der Schlacht von Grochowo gespürt!"

Saluschek wollte noch weiter reden, aber Samuel hatte Eile und kehrte zum Intendanten mit der vernommenen Nachricht zurück.

„Ah so, der Dagobert ist Euer Sohn!" sagte dieser, „der hat so eben um seinen Abschied nachgesucht, den ich ihm nur ungern erteilt, denn er hat sich immer brav gehalten. Indessen eilet, guter Alter, in die Lagerkaserne, er möchte Euch sonst wieder entwischen."

Samuel ließ sich das nicht zweimal sagen, und in einigen Minuten stand er vor seinem überraschten Sohne, der staunend zu ihm emporstarrte. Wer beschreibt die Gefühle, die sich dieser Beiden bemeisterten! Freude, Ehrfurcht, Reue, Ergebenheit wechselten in Davids Busen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Peitsche des Herrn Daniel Itzig.

Eine wahre Begebenheit.

Von M. K.*)

An der Ecke der Burg- und Neuen Friedrichstraße in Berlin, an derselben Stelle, wo sich jetzt das große Börsengebäude befindet, stand vor vierzig Jahren ein großes, einstöckiges Haus. Der geräumige Hof, die breiten Treppen, die weiten und hohen Gemächer, kurz, die ganze Bauart deutete darauf, daß hier ein reicher Mann sein Asyl aufgeschlagen hatte. Es war in der That das Haus eines reichen Mannes, des reichsten Juden zu Berlin, das damals noch keine Kaiserstadt war und kaum mehr als einige Hundert jüdische Familien zählte. Der Name dieses Berliner Rothschilds war Daniel Itzig, auch wohl Daniel Jaffe genannt: der Stammvater einer vielverzweigten Familie.

Wie so mancher arme Junge, der heute seine eigene Equipage, seine galonnierten Diener, seine Villen und palastartigen Gebäude hat und sein Vermögen nach Hunderttausenden zählt, war auch Daniel Itzig armer Eltern Kind. Seine Stammhütte — der Leser verzeihe diesen Ausdruck — stand in Arnswalde, einem Städtchen in der Mark. Bald nach zurückgelegtem dreizehnten Jahre wurde der junge Daniel, der etwas Hebräisch gelernt hatte und zur Not schreiben konnte, in das Geschäft eingeführt: er betrieb den Viehhandel in der allerbescheidensten Weise als „Makler", und zwar mit einem Kompagnon, einem Jugendfreunde und Altersgenossen. Als die beiden jungen Geschäftsleute eines Tages von einem Markte heimkehrten, schlossen sie unterwegs noch einen Privathandel ab. Samuel, so hieß der Kompagnon, hatte sich eine neue Peitsche gekauft, die Daniel besonders gefiel. Er nahm die Peitsche, besichtigte sie ihrer ganzen Länge nach, und je länger er sie in der Hand hatte, desto mehr kam ihn die Lust an, sie sein eigen nennen zu können.

„Verkauf' mir die Peitsch', Samuel, wenn Du sie mir doch nicht schenken willst," sprach endlich Daniel, nachdem er seinen Wunsch lange genug unterdrückt hatte.

„Was fällt Dir ein?" erwiderte Samuel; „die Peitsch' ist mir nicht feil; das ist mein Rewach vom ganzen Tag."

„Nun doch; ich gebe Dir vier Groschen dafür, und mehr hat sie ja nicht gekostet; Du kannst Dir leicht eine andere kaufen."

---

*) In der New-Yorker Staats-Zeitung.

Je mehr Daniel in Samuel drang, desto weniger wollte dieser von einem Verkauf der Peitsche wissen. Was sich aber Daniel einmal in den Kopf gesetzt hatte, das mußte er durchsetzen.

„Weißt Du was?“ sagte er endlich kurz und entschieden; „ich gebe Dir vier Groschen und im nächsten Wirtshaus ein Schnäpschen. Abgemacht! Doch Du sollst sehen“, fügte er nach einer Weile hinzu, „daß ich ein guter Freund von Dir bin. Wenn ich einmal ein reicher Mann werde — was ich über zwanzigtausend Thaler habe, soll Dir gehören.“

Samuel lachte laut auf. „Du, ein reicher Mann! Barmherziger Gott, darüber kann Meschiach kommen. Du und zwanzigtausend Thaler! Woher? Weil Du aber auf die Peitsche so versessen bist, sollst Du sie haben.“ Stolz trug sie Daniel wie eine Siegestrophäe; er hatte seinen Willen wieder einmal durchgesetzt. — —

Das wenig lukrative Geschäft des Viehhandels behagte Daniel Itzig nicht lange. Eines Tages faßte er den heroischen Entschluß, nach der Stadt zu übersiedeln. Er legte den blauen Kittel ab, zog seine Sabbatkleider an und schlug den Weg nach Berlin ein. Was er bei seiner Ankunft in der damals noch jungen und unbedeutenden Königsstadt anfing, das wissen wir nicht; doch schon nach wenigen Jahren war „Herr Daniel Itzig“ der Besitzer einer, wenn auch kleinen Blechfabrik; später legte er eine Oelfabrik an, verheiratete sich mit seiner Miriam die, eine biedere, fromme Frau, eine Urenkelin des Moses Isserle war und ihm auch etwas Vermögen mitbrachte. Mit der geringfügigen Mitgift und dem kleinen Kapital, das er sich erspart hatte, verband er sich zu einem großen Unternehmen mit dem alten Ephraim, dem Vater der berüchtigten Ephraimiten, und mit dem — großen Friedrich. Bei den schlechten Münzen, welche im siebenjährigen Kriege kursierten, mußte der alte Ephraim die Vaterschaft übernehmen: im Grunde war der König selbst der Urheber und Anstifter der ganzen Finanzoperation. Daniel Itzig wurde der Dritte im Bunde und war auch der Ehrlichste. Das hat ihm Friedrich der Große noch dreißig Jahre später urkundlich bezeugt, indem er dem „Banquier Daniel Itzig“, wie es in dem Patent der Familie heißt, „wegen seines bekannten beständigen Wohlverhaltens und uneigennützigen Betragens als ein verdientes Merkmahl der höchsten Gnaden für sich und seine ehelichen Deszendenten beiderlei Geschlechts zu naturalisieren und ihnen dadurch alle Rechte christlicher Bürger in unseren gesamten Staaten und Landen zu verleihen geruhete.“

Daniel Itzig war der erste Jude in Berlin, der den Christen in allen Rechten gleichgestellt war, und bekleidete viele Jahre das Ehrenamt eines Juden-Aeltesten, was so viel sagen will, als eines Vorstehers der Berliner jüdischen Gemeinde. Er war seinem ganzen Wesen nach eine seltene Erscheinung. Alles Wissens bar, war er ein Freund der jüdischen Wissenschaft, er ehrte ihre Träger und unterstützte gern jüdische Gelehrte. Dabei gehörte er schon zu den Aufgeklärten, er war der Erste, der auf seinem Haus einen Blitzableiter anbringen ließ und kümmerte sich wenig um das Geschrei, das die Frommen darüber erhoben. Und in demselben Hause waren zwei Zimmer für einen jüdischen Gelehrten eingerichtet. In diesem Hause mit dem unjüdischen Blitzarbeiter lernte und studierte mehrere Jahre der „Pri Megodim“ und benutzte nicht allein die reichhaltige Bibliothek Itzigs, er war auch, so lange er in Berlin lebte, sein ständiger Tischgenosse. Ohne Itzigs Geld wäre der „Pri Megodim“ schwerlich je gedruckt worden. Itzigs Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Jeder Arme, der ihn ansprach, wurde reichlich von ihm unterstützt. In Ermangelung des Geldes soll er, so erzählte man noch lange nach seinem Tode, manchmal einen seiner goldenen Rockknöpfe abgerissen haben, um ihn einem ihn auf der Straße ansprechenden Armen als Almosen zu reichen. —

Eines Tages saß Daniel Itzig in seinem Komptoir, als ihm einer seiner Buchhalter einen Mann meldete, der ihn zu sprechen wünsche. „Er scheint ein Anliegen zu haben,“ fügte der Buchhalter hinzu, „als ich ihn nach seinem Namen fragte, da bemerkte er, er wäre aus Arnswalde, ein alter Freund des Herrn Itzig.“

„Ein alter Freund aus Arnswalde,“ murmelte Itzig vor sich hin, „laß ihn einen Augenblick warten.“

Es dauerte nicht lange, und Itzig öffnete die Thür, den Fremden bittend, näher zu treten.

„Ich weiß nicht,“ sprach der Fremde sichtbar verlegen, „ob ich die Ehre habe, von Herrn Itzig erkannt zu werden. Vor vielen Jahren waren wir gute Bekannte. Ich heiße Samuel . . .“

„Samuel, mein alter Chawer? Willkommen in Berlin. Ich freue mich, Sie wieder zu sehen.“ Er erkundigte sich nach seiner Familie, und indem er sich bei ihm entschuldigte, ihn jetzt nicht länger sprechen zu können, entließ er ihn mit den Worten: „So lange Sie in Berlin bleiben, sind Sie mein Gast; um zwei Uhr erwarte ich Sie zu Tisch, dann werde ich Sie auch meiner Frau und meinen Kindern vorstellen.“

Mit diesen Worten reichte er dem Fremden, der kein reicher Mann zu sein schien, die Hand und ging in sein Zimmer zurück, wo mehrere vornehme Herren seiner harrten.

(Schluß folgt.)

---

* **Der ewige Jude.** In Odessa lebte — lebte in der That, denn die Episode ist keine Erfindung — ein wohlhabender Kaufmann, der auch ziemliches Ansehen in der Gemeinde genoß. Ich weiß nicht, was ihn dazu bewogen, — allein er faßte den Entschluß, zur griechisch-katholischen Kirche überzugehen und wählte sich zum Taufpaten — Se. Majestät den Kaiser aller Reußen, Nicolaus I. Alle Welt war gespannt, wie die Antwort des Kaisers ausfallen würde. Die Antwort kam, und lautete wörtlich: „Besagter Täufling darf sich während seines ganzen Lebens in keiner Kirche im russischen Reiche taufen lassen.“ Dies war zwar ein Ausspruch, der stark in die Rechte der Kirche eingriff, bei einem russischen Imperator aber in seiner Eigenschaft als Cäsar Pontifex schon zu begreifen ist. Der Volksmund aber nannte fortan den unglücklichen Taufkandidaten bezeichnend: Der ewige Jude.

* **Prompter Bescheid.** Szene in einem polnischen Wirtshause. Polternd und fluchend tritt ein Schlachzig (Kleinadliger) ein. Am Ofen sitzt ein Jude, die Mütze auf dem Kopfe, die auch beim Erscheinen des Schlachzig auf ihrem Platze bleibt. Dem Landjunker ist aber jeder Jude, der nicht

devot vor ihm das Haupt entblößt, ein Greuel. Er schreitet darum, die große Bärenmütze auf dem Kopfe, wütend im Zimmer auf und ab — die Mütze des Juden weicht nicht von der Stelle. Er streckt sich, ingrimmig fluchend, auf das Sopha — die Mütze des Juden weicht nicht von der Stelle. Er hustet, daß die kleinen Fenster klirren — die Mütze des Juden weicht nicht von der Stelle. Das war zu viel. Glühend vor Zorn donnert er: „Woher bist Du, Jud'?" — „„Aus Wilna."" — „Aber — die — Mütze!!" — „„Auch aus Wilna,"" lautet phlegmatisch die Antwort und die Mütze des Juden weicht nicht von der Stelle.

Hier und dort.

Berlin, 24. März. Am 22. d. M. fand die 3. General-Versammlung des im Jahre 1894 begründeten „Vereins für jüdische Krankenpflegerinnen zu Berlin" unter Leitung des Vorsitzenden Herrn Alb. Phil. Meyer statt, welcher den erfreulichen Fortschritt in der Entwickelung des Vereins bestätigte, wie solcher bereits in dem ausführlichen Jahresbericht zur Kenntnis der beteiligten Kreise gebracht worden war. Einige hervorragende Aerzte, welche an der General-Versammlung teilgenommen und die Schwestern verschiedentlich in der Privatpflege zu beobachten Gelegenheit hatten, bestätigten, daß sich dieselben nach jeder Richtung bewährt haben, ihren Pflichten in vorzüglicher Weise nachkommen, und daß nur zu bedauern sei, daß bei der noch geringen Zahl von 10 ausgebildeten Schwestern soviele Wünsche, Vereinsschwestern für die Außenpflege zu erhalten, unberücksichtigt bleiben müssen. Nachdem dem Verein für jüdische Krankenpflegerinnen die Rechte einer juristischen Person Allerhöchst erteilt worden sind, erklärte sich die General-Versammlung einstimmig zur Annahme der Louis und Rosa Sachsschen Schenkung, betreffend die Zuwendung des Hauses Auguststr. 17 als Schwesterheim des Vereins bereit. Ebenso wurden die ausscheidenden Vorstandsmitglieder die Herren M. Metzenberg, Alb. Ph. Meyer, Geh. Medizinal-Rat Professor Dr. Senator, sowie die Damen Frau Dr. Frankl und Frau Stadtrat Dr. Weigert wiedergewählt.

Berlin, 27. März. Der Hilfsverein für jüdische Studierende blickt auf eine 55jährige Thätigkeit zurück. Nach dem letzten Jahresbericht zählt der Verein 782 Mitglieder. Der Zweigverein für Gewerbe-, Bau- und Kunstakademiker zählt 162 Mitglieder. Vom Hilfsverein wurden 25010 M. an 86 Mediziner, 4 Zahnärzte, 5 Tierärzte, 12 Juristen, 16 Philologen, 1 Theologen, 1 Mathematiker, 1 Chemiker, vom Zweigverein wurden 6745 M. an 1 Kunstgewerbeschüler, 3 Chemiker, 3 Ingenieure, 3 Musiker, 1 Elektrotechniker, 11 Techniker, 5 Architekten, 1 Maler, 1 Malerin Unterstützungen gewährt. Das Gesamtvermögen einschließlich der Stiftungen beträgt 321861 M. 61 Pf.

Berlin, 27. März. Die Gesellschaft jüdischer Handwerker und Künstler zur Unterstützung in Krankheitsfällen hat im vergangenen Jahre, wie der am 25. d. M. abgehaltenen Generalversammlung im Saale der Gesellschaft der Freunde mitgeteilt wurde, einen reichen Zuwachs erhalten. Es traten der Gesellschaft, deren ordentliche Mitglieder ausschließlich dem Handwerker- und Künstlerstande angehören, im verflossenen Jahre fünfzig neue Mitglieder bei. Herr Moritz Manheimer hat der Gesellschaft, wie seit zehn Jahren, so auch jetzt eine Summe von 1000 Mark zugewendet. Auch die Bodenstein-stiftung hat in diesem Jahre reiche Zuwendungen erhalten. An die Generalversammlung schloß sich diesmal ein Fest an, da die Gesellschaft in diesem Jahre auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken kann.

Berlin, 31. März. Man schreibt uns: In der Synagoge der Adaß-Jisroel-Gemeinde wirkt seit dem ersten Peßach-Abend ein Doppelquartett mit. Diese Neuerung hat nicht den Beifall gefunden, den man erwartet hat. Es giebt Mitglieder dieser Gemeinde, die sich des Eindrucks nicht erwehren können, als sei durch die Mitwirkung der Sänger der Gottesdienst in der genannten Synagoge denaturiert worden. Das Gotteshaus in der Gypsstraße hat nur Existenzberechtigung, solange es in seinen Räumen den Gottesdienst, wie er in alter Zeit gewesen, zeigt. Hinter dem Almémor — dem Zeichen des Alten — auf einem Podium bekappte Sänger — ein Zeichen der Neuzeit; — auf den letzten, von dem greisen Rabbi in uralter Weise vorgetragenen Abschnitt des Sch'ma, ein rauschendes „Emes" folgend; mitten unter Andächtigen, die *wirklich* andächtig beten, ein Dirigent, der bei jedem aus zwei Tönen bestehenden „Omen" seinen Stab schwingt, als gälte es der Neunten Symphonie — das ist „Schatnes" und nimmt der Synagoge ihre Eigenart. Bleibt der musikalische Genuß. Nun wird aber der größte Optimist nicht behaupten, daß dieser Gesang ein *hiesiges* Publikum befriedigen kann, — denn auch die Gypsstraße liegt bekanntlich in dem musik- und sangesreichen Berlin! — sodann ist das Gotteshaus kein Konzertsaal, wo man musikalische Genüsse sucht. Ich bitte Sie im Namen mehrerer Freunde um gefl. Aufnahme dieser Zeilen. Vielleicht trägt deren Veröffentlichung dazu bei, daß der Sang den Jomtow nicht überdauere.

ß **Breslau**, 27. März. Die hiesige Industrieschule für Mädchen hat während des letzten Schuljahres eine beständige Zunahme der Schülerinnenzahl erfahren, insofern sie bis 164 stieg. Der Unterrichtsplan der Anstalt hat im abgelaufenen Jahre nach zwei Richtungen hin eine Erweiterung erfahren: der Zeichenunterricht, der früher nur in den beiden oberen Klassen erteilt wurde, ist jetzt auch in der dritten eingeführt worden. Desgleichen ist in dieser Klasse eine hebräische Unterrichtsstunde eingeführt worden. Beide Einrichtungen haben sich schon trefflich bewährt. Am 21. April wurde das Schuljahr mit 157, das Wintersemester mit 158 Schülerinnen eröffnet. Die gegenwärtig der Anstalt angehörenden Schülerinnen verteilen sich in die einzelnen Klassen wie folgt: Die 1. Klasse zählt 32, die 2. Klasse 53, die 3. Klasse 53, die 4. Klasse 26 Schülerinnen. Die Proben weiblicher Handarbeiten, welche von den Schülerinnen aller vier Klassen unter der Leitung der Lehrerin Frl. Amalie Peiser angefertigt sind, wurden am 25. d. M. im kleinen Saale des Café Restaurant ausgestellt. Heute um 11 Uhr wurden die Schülerinnen, welche die 1. Klasse absolviert haben, feierlich entlassen.

Kassel, 26. März. In hiesigen evangelischen Kreisen blickt man — es ist unglaublich! — mit Neid auf die „Bevorzugung" der Juden bei der Errichtung bezw. Erhaltung

eigener Volksschulen. So teilt das „Pastoralblatt für den Konsistorialbezirk Kassel“ folgendes mit: „Seit 1866 sind die Juden, welche bis dahin keine Freizügigkeit besaßen, aus den Dörfern und kleinen Städten vielfach in die größeren Städte und von dort, wenn es ihre Mittel erlaubten, nach Kassel, Frankfurt, Mainz oder Berlin gezogen. Infolgedessen schmolz die Zahl der Schulkinder an manchem Ort so zusammen, daß die Schulen aufgelöst wurden. Merkwürdigerweise besteht in einem Orte des Bezirks eine schon lange schwach besuchte jüdische Schule, welche gegenwärtig drei Kinder zählt, von denen zwei dem Lehrer selber gehören, so daß das ganze etwa 1300 M. (500 M. zahlt der Staat) betragende Gehalt eigentlich für ein Kind der Schulgemeinde gezahlt wird. Es wäre gewiß für manche Kreise lehrreich, zu wissen, wie viel Kinder vorhanden sein müssen, wenn eine religiöse Gemeinschaft eine eigene Schule errichten will, oder aber, wie tief die Schülerzahl derselben sinken darf, ohne aufgelöst zu werden. Nach Zeitungsberichten über die letzte General-Synode der Provinz Westpreußen war es trotz aller Bemühungen den Evangelischen nicht gelungen, für die 40 bis 50 evangelischen Schulkinder der Gemeinde Pelplin eine eigene, öffentlich anerkannte Schule zu bekommen, angeblich weil es der Bischof nicht wollte. Hier wird eine jüdische Schule mit sehr geringer Schülerzahl aufrecht erhalten, obgleich dem Vernehmen nach ein Mitglied der israelitischen Gemeinde, welches sehr hohe Schulsteuer zahlen muß, selber die Auflösung beantragt hat.“ — Ihr Korrespondent ist Laie und kann diese Auslassung auf ihre Wahrheit und ihren Wert nicht prüfen. Vielleicht erfolgt eine geeignete Darlegung von berufener Seite.

Ostrowo, 25. März. Seit einigen Jahren geht das Streben des hiesigen israelitischen Schulvorstandes dahin, die dreiklassige israelitische Volksschule in eine zweiklassige umzuwandeln, weil die Schülerzahl beständig abgenommen hat. Die Regierung lehnte die bezüglichen Gesuche bisher ab, weil Aussicht auf einen Zuwachs von Schülern dadurch vorhanden sei, daß die verschiedenen Privatunterrichtsinstitute hier eine größere Anzahl von Kindern israelitischer Konfession beherbergten, die zu jeder Zeit der öffentlichen Schule zugeführt werden könnten. Nunmehr bestätigt sich die Annahme der Aufsichtsbehörde, da zum neuen Schuljahre ein Zugang von etwa 30 Schülern zu erwarten steht und nur 10 Schüler die Anstalt verlassen. Durch diesen Zuwachs ist die Zahl der Kinder wieder auf mehr als 100 gestiegen; es dürfte somit der Schulvorstand sich mit dem Bescheide der Regierung zufrieden geben.

Pest, 26. März. Das Geschworenen-Gericht verurteilte den Priester Fuß zu vierzehntägigem Arrest und zu einer Geldstrafe von fünfzig Gulden, weil er den Kaufmann Adler in böswilliger Weise des Ritualmordes beschuldigt hatte. — Ausführliches hierüber siehe „Wochen-Chronik.“ Red.

Pest, 27. März. In Gyöngyös war der frühere Bürgermeister suspendiert worden, daher für die Stellvertretung Sorge getragen werden mußte. Die Wahl fiel auf einen Israeliten, den Magistratsrat Adolf Dudar (früher Deutsch). Gyöngyös ist eine Stadt mit 16000 Einwohnern, darunter etwa 14000 Katholiken. Es scheint außerdem sicher, daß Dudar auch bei der ordentlichen Wahl gewählt werden wird.

— Rabb. Moses Katz in Neutra hat von seiner Gemeinde ein Mißtrauensvotum erhalten. Der Rabbiner hatte an der jüngst in Budapest stattgehabten Konferenz der orthodoxen Rabbiner teilgenommen und die aus dieser erflossene Kurrende, welche Invektiven gegen alle dem Fortschritte huldigenden Juden enthält, mit unterschrieben. In der am 25. d. stattgehabten Repräsentantensitzung erklärte die Versammlung, daß sie sich dem Inhalte der Kurrende nicht anschließt und sprach dem Rabbiner einstimmig Mißbilligung aus, wobei besonders zu bemerken ist, daß von den Anwesenden zumindest ein Drittel prononzierte Orthodoxe sind. Es wurde dem Rabbiner u. a. bedeutet, sich in Zukunft aller Handlungen, die Zwiespalt im Judentume hervorrufen können, zu enthalten.

Cincinnati O., 12. März. Die Fakultät des „Hebrew Union College“ hat Herrn Professor Dr. Moritz Steinschneider in Berlin, der am 31. März seinen 81. Geburtstag feiert, den Titel und Rang eines Doktor der Theologie verliehen. Das Diplom wird dem Herrn Doktor an seinem Geburtstage überreicht werden. — Dieser Doktortitel hat ebensoviel, d. h. ebensowenig Wert wie der vom Berliner Rabbinat verliehene Morenutitel; wer ihn nicht schon anderswo erlangt, darf ihn nicht führen. Aber es klingt gut und macht sich ganz nett für die — Auszeichner, darum wollen wir die „Promotion“ gelten lassen.

---

* **Personalien und Vakanzen.** Dem Rabbiner Dr. Cohn in Potsdam ist anläßlich der Jubiläumsfeier seiner fünfzigjährigen Thätigkeit an der dortigen Gemeinde der Rote Adlerorden vierter Klasse verliehen worden. — Versetzt: HH. L. Kamerase von Belgard nach Kottbus; S. Gelbart von Magdeburg nach Zirke; L. Cohen von Kyritz nach Sandersleben; D. Baumstein von Elbing nach Lobsens. — Berufen: Kand. J. Bleicherode vom Rabb.-Seminar in Berlin an die Louisenstädtische Brüdergemeinde Ahawas Reïm daselbst.

— Vakanzen: Zippnow (Westpr.) Zum 1. 6. od. früher für Privatschule sem. geb. L. K. Sch. Fix. 1000 Mk., fr. W. u. Heiz. Meld. an M. Mislowitzer. — Düdelsheim (Obhess.) Sof. sem. geb. L. K. Sch. Fix. 900, Nbk. ca. 300 Mk. Meld. an Ferd. Frank. — Hegenheim (Ob.-Els.). Zum 1. 7. od. 1. 5. sem. u. mus. geb. L. K. Sch. Fix. 1200, Nbk. ca. 100 Mk. u. fr. W. Meld. an Max Dreifus. — Schwedt a. O. Zum 1. 5. Gepr. deutscher Rl. K. Sch. Fix. 1000, Nbk. ca. 1000 Mk. Reisek. d. Gew. — Osann (Bez. Trier). Sof. od. zum 1. 5. Rl. K. Fix. 600—700 Mk., fr. Wohn. u. Nbk. Meld. an Nath. Ermann.

Aus dem Leserkreise.

— **Zur halachischen Frage.** Wohllöbliche Redaktion! Hierdurch möchte ich Sie bitten, mir bestätigen zu wollen, daß in der Angelegenheit der Aschaffenburger Affaire Sie mein Eingesandt verkürzt zum Abdruck gebracht.*) In meiner ursprünglichen Erwiderung habe ich nachgewiesen, daß durch die Redaktion seitens des Remah, der, nachdem er die Vorschrift, den würdigsten und gelehrtesten Vorbeter zu bestellen, brachte, darauf die Bedingung von persona grata folgen läßt, das Entgegengesetzte der Aufstellung, daß nämlich im Falle Aschaffenburg „der din von meruza le-Am und Mithpallel be-

*) Stimmt. Wir haben aus einer Abhandlung, die eine Druckseite gefüllt hätte, nur einige Zeilen gemacht, in denen blos auf die einschlägigen Quellen und §§ hingewiesen wurde, in der Voraussetzung, daß für den Theologen die Quellenangabe genüge. Red.

Chaskah hier unmöglich in Anwendung komme" unzweifelhaft hervorgeht. Den Remah hat die Schildberger Verteidigung erwähnt, aber nicht richtig verstanden, oder nicht verstehen wollen.

Der zweite Punkt der Schildberger Verteidigung war der, daß bei einem „ständigen Vorbeter das meruza le-Am ausgeschlossen ist." Gegen diese paradoxe Behauptung habe ich auf den Remah Orach Chaim § 53, Absatz 2 hingewiesen, wo das Gegenteil als feste Norm für die Halacha angenommen ist. Diesen Ausspruch Remahs hat jene ebenso hochfahrende als oberflächliche Verteidigung allerdings nicht erwähnt. Ebensowenig den Bach Orach Chaim § 581 z. St., die fest angenommene Halacha im Talmud, Traktat, Thaanith p. 16 [I], welche Halacha Maimonides in Hilchoth Thaanijoth IV, 3 und 4 ohne weiteres angenommen, und zwar mit Erschwerung inbezug der Bedingung von persona grata. Maimonides belehrt uns über unseren casus ganz deutlich, daß, wenn der Prediger der Bedingung von meruza le-Am nicht entspricht, er dann nicht vorbeten darf, und wenn er auch im übrigen noch so sehr entspricht. Auch der Sch. A. § 579, [I] stimmt dem gänzlich zu. Auf alle diese für unsere Sache so sehr wichtigen Stellen, wie auch auf die Hinweisung auf Sch. A. § 53 [IV] im Orach Chaim hat jene unfehlbar sein wollende Verteidigung kein Wort der Erwiderung und will dessenungeachtet noch immer behaupten, die Halacha richtig angegeben zu haben!!

Ist also die Halacha unbestreitbar und klar nachgewiesen, so erübrigt nur noch nachzuweisen, daß jene Verteidigung auch in der Quellenangabe und in ihrem sonstigen Mutmaßen im Finstern tastet und irrt.

Die Quelle von meruza le-Am ist klar und deutlich im Talmud, Traktat Thaanith p. 16[I] zu finden.

Eben daraus folgt schon, daß das Vorbeten gegen den Willen der Gemeinde unstatthaft ist. Uebrigens ist im Remah z. St. die Quelle Hagahoth Minhagim jeschenim angegeben, und in § 53, Abs. 22 solche aus Benjamin S'eb 163 und Agudah Abschnitt kezad meworchim, und ibid. Abs. 21 Mordechai Absch. ha-Chowel.

Betreffs ferner Meharam me-Rothenburg, worauf jene Verteidigung ad [II] bezugnimmt, möge folgendes bemerkt werden:

In den Responsen M. me-Rothenburg, III. Th., Lemberg 1860, Druck Flecker & Comp., Edition R. M. Rabinowitz, befassen sich direkt drei Responsen mit unserem Gegenstande, und das Resultat aller drei in mancher Beziehung hochinteressanter Abhandlungen ist, wenn nicht anders zu erwarten, zu ungunsten der Aschaffenburger Affaire.

Im Responsum 109, das von Jizchak b'Rabbi Mosche (i. e. Rabenu Jizchak Or Z'rua aus Wien, gegen 1812 gelebt und Lehrer M. m'Rothenburgs) unterzeichnet ist, heißt es, daß die Bedingung von meruza le-Am, die im Thaanith 16[I] vorkommt, alle übrigen Ansprüche überwiegt, und daß dies nicht nur für die Fasttage, sondern auch für das ganze Jahr Gesetzesgiltigkeit hat. Im Responsum 111, das von M. b'Rabbi Baruch (me-Rothenburg) unterzeichnet ist, heißt es ausdrücklich, daß zu Neujahr und zum Versöhnungstag nur der vorbeten darf, der der ganzen Gemeinde ohne auch einen einzigen Gegner, genehm ist. Ich empfehle diesen Ausspruch M. me-Rothenburgs zur gefälligen Nachahmung denjenigen, die das Verfahren in Aschaffenburg etwa gutheißen.

Was den kol-bo betrifft, ist in dieser Sache kein Wort von Rabbi Gerschom zu finden, sondern vieles vom Inhalt der vorzitierten Abhandlung 109, aber auch viel neues (von Kolbo Ausgabe Galinski und Flecker, Lemberg 1860, Abs. 68 über die zehn Bußtage). Ueberhaupt ist die Abfassung des Kolbo fast unserem Schulchan-Aruch ähnlich, und nur am Ende finden sich zwei kurzgefaßte — 3 Spalten — Sammlungen (116—117) von Verordnungen Rabenu Gerschoms und Rabenu Jakobs, die aber unseren Gegenstand gar nicht berühren. Es sei denn, daß wir die Verordnungen R. Jakobs, „daß es nämlich keinem gestattet sei, vermittelst der Obrigkeit sich eine Herrschaft über seinen Mitmenschen zu verschaffen und diesen zu zwingen, ihm in religiöser Angelegenheit (בדברי שמים) zu gehorchen" mit unserer Angelegenheit in Verbindung zu bringen berechtigt wären.

Was die Interpretation vom Darke Mosche betrifft, so läßt sich damit die Thatsache nicht wegdisputieren, daß die Aschaffenburger Gemeinde (Kahal) gezwungen werden soll, am heiligen Versöhnungstag einen vorbeten hören zu müssen, den sie nicht hören will, was nach der feststehenden Halacha vom Talmud und sämtlichen Dezisoren absolut unstatthaft ist, und soll das ein Rabbiner, dazu noch ein orthodox sein wollender, unter allen Umständen beherzigen, nicht aber durch schlecht angebrachte und schlecht gewählte Hinterthürchen die reine unumstößliche Halacha illusorisch machen zu wollen. Dixi.

Dr. Aschkanaze-Straßburg i. E.

— 1. Ist es wahr, daß man in einem Synagogenhof keine Lindenbäume pflanzen soll? Ist dies noch bei anderen Pflanzen der Fall? Grund? 2. Welches interessante Werk, hauptsächlich homiletischen Inhaltes, raten Sie mir für „Chewra-Lernen"? (Mit Abhandlungen über den Pentateuch bin ich versehen.) Es dürfte auch ein hebräisches Werk wenn möglich mit Uebersetzung sein. J. P., Romansweiler (Els.)

— Antwort. In Beantwortung der Frage des Herrn L. in Hannover, warum die Hagadah in chaldäischer Sprache beginne, sei auf die mit zehn Kommentaren versehene Wilnaer Hagadah hingewiesen. Hier wird die Frage von verschiedenen Erklärern beantwortet. So von רש״י, von ריטב״א u. s. w. Am einleuchtendsten scheint mir die Erklärung von Abravanel zu sein. Er sagt nämlich: Jeder Hausherr lud die Armen, die an seiner Thür standen, ein, sich mit ihm zu Tische zu setzen. Weil nun die meisten Armen nicht Hebräisch verstanden, ordneten die Weisen an, daß diese Einladung in chaldäischer Sprache ergehe, weil diese in Babylonien, wo sie damals lebten, die allgemeine Umgangssprache war. Hier zeigt sich das feine psychologische Verständnis unserer Alten, nämlich den Fremden, wenn möglich, in der ihm bekannten Sprache anzureden und in pädagogischer Hinsicht bei den neu eintretenden Schülern die Dialekte zu beachten. Raschi meint, die Aufforderung „Jeder Hungrige komme u. s. w." sei in chaldäischer Sprache ergangen, damit nicht Nichtjuden sie verstehen und zu dieser religiösen Festfeier erscheinen.

J. Gottschalk, Esens, Ostfriesland.

— Nachbemerkung der Redaktion. Die Erklärung Raschis steht mit der Deutung Abravanels in Widerspruch. War der zitierte Satz in chaldäischem Idiom gesprochen worden, weil das Chaldäische die Umgangssprache gewesen und die jüdischen Massen Hebräisch nicht verstanden, dann mußte er von Nichtjuden doch erst recht verstanden werden. Denn die betrübende Erscheinung, daß die besten Hebraisten unter den Nichtjuden gesucht werden müssen, ist ja unserem „fortgeschrittenen" Geschlechte vorbehalten geblieben. Wir acceptieren darum die Erklärung Abravanels, weil sie dem jüdischen Herzen am nächsten steht. — Herr Gottschalk hat aber die Frage nicht ganz beantwortet. Herr L. in Hannover fragte auch, warum der Schluß der Hag. (Chad gadja) in chaldäischer Sprache abgefaßt sei. In der That schließt aber die eigentliche Hagada in hebräischer Sprache: mit Chassal siddur pessach. Die hierauf folgenden Stücke sind Zuthaten späterer Zeit und sind in älteren Ausgaben, z. B. in den Hag. der Spaniolen nicht enthalten.

☛ Die Verlags-Expedition unseres Blattes befindet sich seit 1. April Blumenthalstr. 17. Fernspr. Amt 6. Nr. 796. Alle Zusendungen wolle man adressieren:

Verlag der Allg. Israel. Wochenschrift
Berlin W. 57.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.